AUTHOR:

RICKERT, HEINRICH

TITLE:

KULTURWISSENSCHAFT UND ...

PLACE:

TUBINGEN

DATE:

1915

Master Negative #

93-81673-4

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

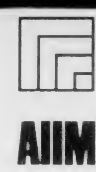
Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

Rickert, Heinrich, 1863-1936.
Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft.
3., verb. Aufl. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1915.
vii, 163 p.

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA IIA IB IIB
DATE FILMED: 8-16-93 INITIALS MK
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

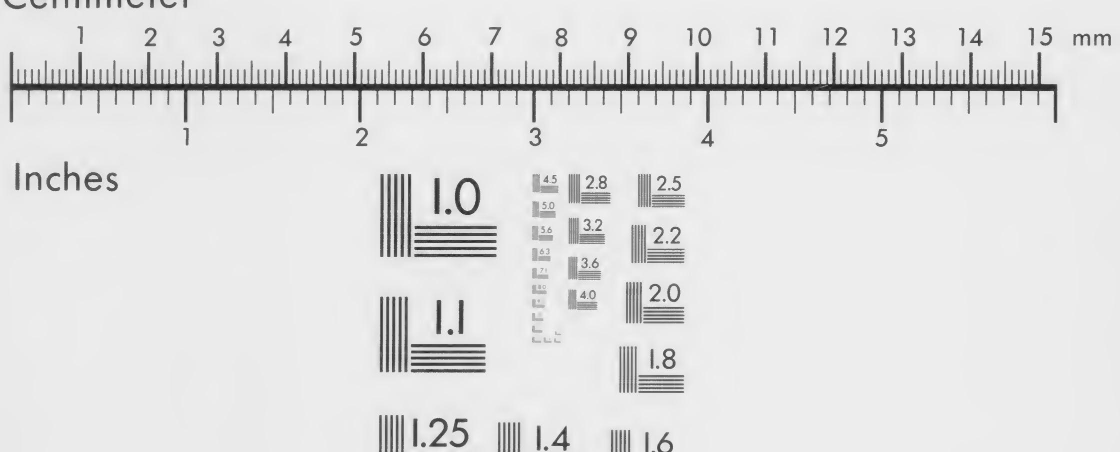


AIIM

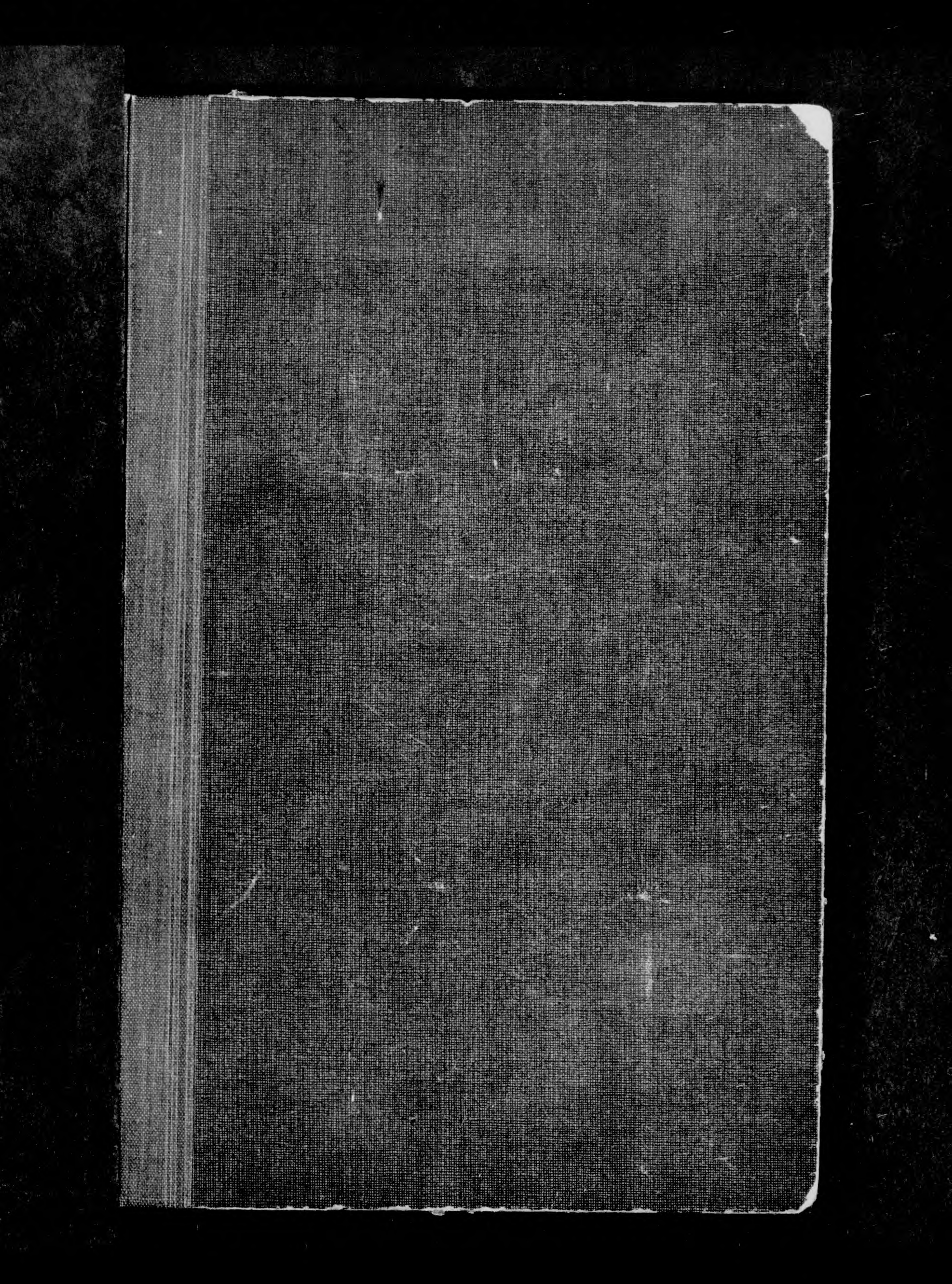
Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

301/587-8202



MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.



Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft

von HEINRICH RICKERT
PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT FREIBURG I. B.

DRITTE, VERBESSERTE AUFLAGE.



Tübingen
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1915.

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die Grundgedanken des folgenden Versuches habe ich im Jahre 1898 in der ersten Sitzung der hiesigen „Kulturwissenschaftlichen Gesellschaft“ vorgetragen und dann als Vortrag veröffentlicht. Längere Zeit hat diese kleine Schrift im Buchhandel gefehlt. Ich war zweifelhaft, ob ich sie von neuem drucken lassen sollte, denn ihre erste Form konnte mir schon seit dem Abschluß meines Buches über die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung (1896—1902) nicht mehr genügen. Ein sehr wesentlicher Punkt, die Bedeutung der Werte für die Kulturwissenschaften, war in dem Vortrag noch nicht zu voller Klarheit herausgearbeitet. Außerdem durfte auch die lebhafte Diskussion, die über die hier behandelten Fragen zum Teil im Anschluß an meine methodologischen Schriften entstanden ist, bei einer neuen Auflage nicht unberücksichtigt bleiben.

Nun lege ich diesen Versuch noch einmal in umgearbeiteter und erheblich vermehrter Gestalt vor, obwohl er auch jetzt nicht viel enthält, was ich nicht an anderen Stellen ausführlicher auseinandergesetzt und eingehender begründet habe. Er wird in seiner neuen Form hoffentlich geeigneter sein, den Zweck zu erfüllen, den ich schon bei seiner ersten Veröffentlichung im Auge hatte. Er soll

hauptsächlich Männern der Einzelforschung dienen, die das Bedürfnis empfinden, über das Wesen ihrer eigenen Tätigkeit zum Bewußtsein zu kommen, und denen es an Neigung oder an Zeit zum Studium umfangreicherer logischer Werke fehlt. Auch als Einführung in mein Buch über die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung ist diese kleine Schrift vielleicht brauchbar. Doch mehr als eine erste Einführung kann sie natürlich nicht geben. Sie soll gerade zeigen, wie verwickelt das Problem einer Gliederung der Wissenschaften ist, wie wenig die üblichen Schemata in ihrer scheinbaren Einfachheit zu seiner Behandlung ausreichen, und sie möchte dadurch zu eingehenderen Studien auf diesem Gebiete reizen.

Die im letzten Jahrzehnt stark angewachsene methodologische Literatur habe ich natürlich sorgfältig berücksichtigt, aber nur zum kleinen Teil ausdrücklich erwähnen können. Man wird daraus nicht den Schluß ziehen, daß es mir an Dankbarkeit für die vielen und eingehenden Kritiken fehlt, die meinen Ausführungen gewidmet worden sind. Besonders gerne hätte ich mich, um nur an einige Publikationen aus der jüngsten Vergangenheit zu erinnern, auch mit den neuesten Arbeiten von Dilthey, Münsterberg, Ravà, Xénopol u. a. ausdrücklich auseinandergesetzt, aber der Zweck dieser Schrift, die nur die Hauptsachen möglichst einfach geben will, verbot solche polemischen Darlegungen. Ein Verzeichnis der wichtigsten Literatur bis zum Jahre 1907 findet sich am Ende meiner Abhandlung über Geschichtsphilosophie, die ich in der Festschrift für Kuno Fischer: Die Philosophie im Beginn des 20. Jahrhunderts, 1905, 2. Aufl. 1907, veröffentlicht habe.

Eine angenehme Pflicht erfülle ich, wenn ich auch an dieser Stelle meinem sehr verehrten Verleger, Herrn Dr. Paul Siebeck, für sein liebenswürdiges Entgegenkommen

bei der Neugestaltung dieses Buches meinen verbindlichsten Dank ausspreche.

Freiburg i. Br., März 1910.

Vorwort zur dritten Auflage.

Die Schrift ist für die dritte Auflage von neuem sorgfältig durchgesehen und durch einige Zusätze ergänzt. Doch sind Inhalt und Umfang im wesentlichen unverändert geblieben. Das war notwendig, wenn dem kleinen Buch sein Charakter einer Einführung gewahrt bleiben sollte. Da es in wenigen Jahren vergriffen war, darf ich wohl annehmen, daß diese kurze zusammenfassende Darstellung von Gedanken, die ich an anderer Stelle ausführlich entwickelt habe, ihre Existenzberechtigung besitzt. Mit meinen Kritikern mich eingehender auseinanderzusetzen, konnte ich diesmal um so eher unterlassen, als ich erst vor zwei Jahren die zweite Auflage meiner „Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung“ veröffentlicht habe, die alles enthält, was mir mit Rücksicht auf die hier behandelten Probleme zu sagen, notwendig erschien, und auf die ich auch jetzt verweisen muß, falls jemand eine genauere Begründung meiner Gedanken wünscht. Weil die Argumente meiner Gegner hier nur zum kleinen Teil zu Worte kommen konnten, möchte ich wenigstens auf die dankenswerte Studie hinweisen, die Richard Hönigswald unter dem Titel: Zur Wissenschaftstheorie und -systematik. Mit besonderer Rücksicht auf Heinrich Rickerts „Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft“. (Kantstudien, Bd. XVII,

1912, S. 28—84.) veröffentlicht hat. Obwohl diese Ausführungen meinen Standpunkt bekämpfen, scheinen sie mir doch die Möglichkeit einer Verständigung erheblich näher zu rücken. So darf ich der Hoffnung Ausdruck geben, daß meine Ansichten auch bei den Philosophen allmählich die Zustimmung finden werden, die ihnen bisher hauptsächlich in den Kreisen der Einzelforscher zuteil geworden ist.

Freiburg i. Br., Anfang Mai 1915.

Heinrich Rickert.

Inhalt.

I.

Die Aufgabe.

Darüber, daß die Spezialwissenschaften in zwei Hauptgruppen zerfallen, und daß die Theologen und Juristen die Historiker und Philologen in ähnlicher Weise wie die Physiker und Chemiker, die Anatomen und Physiologen, die Biologen und Geologen durch gemeinsame Interessen unter einander verbunden sind, dürfte heute sowohl in der Einzelforschung als auch in der Philosophie Uebereinstimmung herrschen. Aber während die Männer der Naturwissenschaften niemals im Zweifel sein werden, wie das Band heißen soll, das sie zusammenhält, stellt sich bei der anderen Gruppe, wenigstens was die Meinung der Einzelforscher betrifft, nicht ohne weiteres auch eine Bezeichnung für die gemeinsame Tätigkeit ein. Dieser Mangel eines allgemein üblichen und anerkannten *Namens* legt die Frage nahe, ob ihm nicht der Mangel eines eindeutig bestimmten *Begriffes* entspricht, und daher habe ich mir in den folgenden Ausführungen das Ziel gesteckt, den Begriff zu entwickeln, der die gemeinsamen Interessen, Aufgaben und Methoden der nichtnaturwissenschaftlichen Disziplinen zu bestimmen und gegen die der Naturforscher abzugrenzen vermag. Ich glaube, daß das Wort *Kulturwissenschaft* diesen Begriff am besten bezeichnet, und wir wollen uns daher die Frage vorlegen: was ist Kulturwissenschaft, und in welchem Verhältnis steht sie zur Naturforschung?

Der Antwort auf diese Frage sind jedoch einige Bemerkungen darüber vorauszuschicken, welchen Sinn ein solcher Versuch allein haben kann. Es handelt sich um einen Teil der Logik, genauer der Wissenschaftslehre oder der Methodenlehre, und mit dem besonderen Inhalte der einzelnen naturwissenschaftlichen und kulturwissenschaftlichen Disziplinen haben wir es daher nicht zu tun. Der geht allein die Männer der Einzelforschung etwas an. Die Philosophie darf es sich nicht zur Aufgabe machen, Stücke einer „bewußten Halbbildung“ zu geben, die doch das Beste bleiben müssen, zu dem sie bei der Fülle des Stoffes es heute noch bringen kann. Der Prozeß, durch den in der Wissenschaft das Material gefunden wird, und der dem Spezialforscher vielleicht mit Recht als die Hauptsache für den Fortschritt der Wissenschaft erscheint, ist überhaupt nicht das, worauf wir in erster Linie achten wollen. Denn alle Mittel und Wege, die nur irgendwie zur Entdeckung von neuen Tatsachen beitragen können, sind in jeder Wissenschaft gleich berechtigt, und man wird daher nicht hoffen dürfen, diese Mannigfaltigkeit des Forschens und Suchens in Formeln zu bringen, die einen wesentlichen Gegensatz zwischen zwei Gruppen von wissenschaftlicher Arbeit hervortreten lassen. Alles, was nur als Materialsammlung angesehen werden kann, bleibt also hier ganz aus dem Spiel. Der Unterschied, auf den es uns ankommt, wird vielmehr erst deutlich, wo es sich um die Einordnung und Verarbeitung des Materials zum Zweck seiner wissenschaftlichen Darstellung handelt, und wo dieser Prozeß zum Abschluß gelangt ist. Dieser Teil der wissenschaftlichen Tätigkeit wird aber, weil er sich meist mit einer gewissen „Selbstverständlichkeit“ vollzieht, von den Spezialforschern viel weniger beachtet, und wenn seine Klarlegung die eigentlich philosophische Aufgabe

bildet, so liegt deren Schwerpunkt also nicht dort, wohin die Aufmerksamkeit der empirischen Untersuchung für gewöhnlich gerichtet ist.

Jedoch auch bei dem Prozeß der Verarbeitung und bei dessen Ergebnissen handelt es sich für die Logik nicht so sehr um eine analysierende Beschreibung, die sich allen Nuancen und Variationen, allen Zwischenformen und Uebergängen der wissenschaftlichen Methoden liebevoll anschmiegt, denn diese Aufgabe bleibt für die verschiedenen Spezialgebiete, wie ich glaube, ebenfalls besser denen überlassen, die in ihnen als Fachmänner zu Hause sind. Die Wissenschaftslehre kann vielmehr, wenn ihre Untersuchungen eine selbständige Bedeutung haben sollen, nur von allgemeinen Unterschieden des Denkens ausgehen, um mit den dadurch gewonnenen Begriffen dann allmählich zur Anwendung auf das Besondere vorzudringen, und hier kommt es nur auf die Feststellung dieses Ausgangspunktes, d. h. auf die Herausarbeitung von zwei Grundformen der wissenschaftlichen Darstellung an.

Ich will mich mit andern Worten hauptsächlich auf die Darlegung der beiden Extreme beschränken, zwischen denen in gewisser Hinsicht fast alle empirische Wissenschaft in der Mitte liegt, und ich muß zur Klarlegung der Unterschiede begrifflich trennen, was in Wirklichkeit eng mit einander verknüpft ist, die vielen Fäden dagegen, die zwischen den beiden Gruppen von Wissenschaften hin- und herlaufen, zunächst wenigstens, ganz in den Hintergrund treten lassen, oder sie nur soweit berücksichtigen, als aus ihnen Einwände gegen die Scheidung der beiden Grundformen hergeleitet werden können. Dem Manne der empirischen Forschung, der den Wert der vielseitigen Beziehungen der verschiedenen Arbeitsgebiete zu einander zu schätzen weiß, kann dieser Versuch, der absichtlich einmal

alle Brücken zwischen ihnen abbrechen will, einseitig oder gar gewaltsam erscheinen. Aber die Logik hat keinen andern Weg, wenn sie in der bunten Mannigfaltigkeit des wissenschaftlichen Lebens überhaupt Grenzen ziehen will. Daher läßt sich das, was im folgenden gewonnen wird, höchstens mit den Linien vergleichen, die der Geograph sich zur Orientierung auf unserer Erdkugel denkt, Linien, denen ja auch nirgends eine Wirklichkeit genau entspricht, und nur der Unterschied ist vorhanden, daß der globus intellectualis keine Kugel ist, auf der die Pole und der Aequator sich so zu sagen von selbst ergeben, sondern daß es einer besonderen Untersuchung zu ihrer Feststellung bedarf.

Der theoretische Wert eines solchen schematischen Orientierungsversuches braucht keine Begründung. Wie groß der Vorteil ist, den die Einzelwissenschaften aus ihm ziehen können, will ich nicht näher untersuchen, aber ganz überflüssig erscheint er mir auch in ihrem Interesse nicht, und besonders den Kulturwissenschaften kann er nützlich sein, denn hier werden heute vielfach doch nicht nur die wertvollen Beziehungen zu den Naturwissenschaften gepflegt, sondern die Grenzen zwischen beiden Gebieten oft auch in unzulässiger Weise überschritten.

Der Grund dafür ist nicht schwer zu sehen. Wer naturwissenschaftlich tätig ist, findet heute außer dem allgemein üblichen Namen in den meisten Fällen für seine Spezialarbeit auch einen festen Platz in einem gegliederten Ganzen, in einem zusammenhängenden System von mehr oder weniger scharf gesonderten Aufgaben vor. Nach einem solchen festen System haben die Kulturwissenschaften dagegen erst zu suchen, ja, die Unsicherheit geht bei ihnen so weit, daß sie sich heute vielfach sogar gegen die Proklamierung der naturwissenschaftlichen Methode als der

allein berechtigten wehren müssen. Sollte in diesem Kampfe nicht auch die Logik eine brauchbare Waffe werden können, zumal wenn sie sich von der einseitigen Beeinflussung durch die Naturwissenschaft frei zu machen strebt?

Allerdings wird niemand behaupten, daß heute jeder Naturforscher eine deutliche Einsicht in das logische Wesen seiner Tätigkeit besitzt und sich dadurch zum Vorteil von einem Vertreter der Kulturwissenschaften unterscheidet. Wohl aber ist er durch die historische Situation, in die er, oft ohne es zu wissen, hineinwächst, in einer sehr viel glücklicheren Lage, und auch die Gründe hierfür möchte ich, ehe ich zu meinem eigentlichen Thema übergehe, noch mit wenigen Worten andeuten.

II.
Die geschichtliche Situation.

Werfen wir einen Blick auf die Geschichte der Wissenschaft in den letzten Jahrhunderten, so sehen wir, daß für eine philosophische Grundlegung der Naturforschung bereits viel getan ist, und zwar zum Teil von den Männern der Spezialwissenschaften selbst, zum Teil von der Philosophie. Bei Kepler, bei Galilei, bei Newton geht die empirische Untersuchung Hand in Hand mit dem Bemühen, sich das Wesen der eigenen Tätigkeit zum deutlichen Bewußtsein zu bringen, und dies Bestreben ist von dem schönsten Erfolge gekrönt. Die Philosophie des naturwissenschaftlichen Zeitalters, womit ich selbstverständlich das siebzehnte Jahrhundert meine, läßt sich von der Naturwissenschaft kaum trennen. Sie arbeitet — man braucht nur an Descartes oder Leibniz zu erinnern — ebenfalls mit Erfolg an der Klarlegung der naturwissenschaftlichen Methode. Und schließlich hat schon gegen Ende des acht-

zehnten Jahrhunderts der größte Denker der modernen Welt den für die Methodenlehre maßgebenden Begriff der Natur als des Daseins der Dinge, „sofern es nach allgemeinen Gesetzen bestimmt ist", und damit auch den allgemeinsten Begriff der Naturwissenschaft wohl für absehbare Zeiten endgültig festgestellt.

Freilich durchbrach Kant durch sein „sofern es bestimmt ist" zugleich die Alleinherrschaft des Naturbegriffs, wenn auch nicht in den Einzelwissenschaften, so doch in der Philosophie, d. h. er setzte die naturwissenschaftliche „Weltanschauung", die im Aufklärungszeitalter bei ihrer Anwendung auf das geschichtliche Kulturleben praktisch Schiffbruch leiden mußte, auch theoretisch aus einer sich absolut dünkenden zu einer relativ berechtigten herab und beschränkte damit die naturwissenschaftliche Methode auf die Spezialforschung. Aber der Begriff der Natur konnte durch diese Einschränkung nur um so fester begrenzt und um so deutlicher zum Bewußtsein gebracht werden, und das ist in so hohem Maße geschehen, daß, selbst wenn eine etwas zurückgebliebene Philosophie ihn heute wieder zur Alleinherrschaft zu bringen sucht, dadurch in den Einzelwissenschaften von der Natur nicht mehr viel Schaden entstehen kann. Der Naturbegriff bleibt auch dabei im wesentlichen unverändert. Höchstens in der Ohnmacht, mit der mancher Naturwissenschaftler gewissen Schwierigkeiten der allgemeinsten Theorien, z. B. der Atomistik oder der Energetik, gegenübersteht, rächt sich diese Verengerung des Gesichtskreises, die an Stelle des erkenntnistheoretischen Standpunktes wieder den alten metaphysischen Naturalismus setzt, und gewiß ist es nicht erfreulich, daß es noch immer Männer der Naturforschung gibt, die es wie eine Kränkung zu empfinden scheinen, wenn jemand sagt, daß nicht sie allein es sind, die Wissenschaft treiben. Im übrigen aber wird sogar ein nicht ganz begründeter Glaube an die Alleinberechtigung naturwissenschaftlichen Denkens dazu beitragen, der naturwissenschaftlichen Spezialforschung ein Bewußtsein ihrer hohen Bedeutung und damit Arbeitsfreudigkeit und Schwung zu verleihen.

Wohl dir, daß du ein Enkel bist, werden wir also bei einem Blick auf diese Vergangenheit dem Naturforscher von heute zurufen können. Er zehrt, soweit es sich um die allgemeinsten und grundlegenden Begriffe handelt, von den Zinsen des Kapitals, das seine Ahnen gesammelt haben. Es ist im Laufe der Zeit genug von ihren geistigen Schätzen so „selbstverständlich" geworden, daß man sich um ihre Herkunft und den Zusammenhang, aus dem sie stammen, nicht mehr zu kümmern braucht. Man kann sie besitzen, auch ohne sie zu erwerben. Wenn wir von einem Teil der biologischen Forschung absehen, in dem die Unklarheit über die naturwissenschaftliche Bedeutung des ursprünglich durchaus historischen Entwicklungsprinzips einige Verwirrung angerichtet hat, und in dem der mit dem Begriff des Organismus verknüpfte Zweckgedanke noch immer zu höchst bedenklichen metaphysisch-teleologischen Deutungen führt, so erfreuen sich also die Naturwissenschaften einer festen Tradition; sie haben vor allem auch ein gemeinsames Ziel, zu dessen Erreichung jeder besondere Zweig seinen Teil beiträgt, und das ihnen Einheit und Zusammenhang gibt. Deshalb treten sie geschlossen auf und imponieren durch diese Geschlossenheit, ganz abgesehen von den bewundernswerten Fortschritten, die sie in neuester Zeit, besonders in der allgemeinen Theorie der Materie, als würdige Enkel ihrer großen Ahnen gemacht haben.

Daß für die Kulturwissenschaften etwas Aehnliches gilt, wird niemand behaupten wollen. Sie sind viel

jünger und deshalb unfertiger. Erst das neunzehnte Jahrhundert hat ihnen den großen Aufschwung gebracht. Innerhalb einiger besonderer Gebiete zwar arbeiten auch sie mit großer Sicherheit, aber sie verdanken das dann meist dem Umstande, daß sie sich nach diesem oder jenem genialen Forscher von exemplarischer Bedeutung richten können. Die Neigung zu methodologischen Untersuchungen, die bei den Begründern der modernen Naturwissenschaft so reiche Früchte getragen hat, ist bei ihnen gering, oder man findet wenigstens tiefer eindringende Forschungen über das Wesen des eigenen Tuns, wie sie z. B. für die Sprachwissenschaft Hermann Paul,[1] für die Nationalökonomie Carl Menger[2] und in neuester Zeit Max Weber[3] in so lehrreicher Weise angestellt haben, nur vereinzelt und auf besondere Gebiete beschränkt, und es ist kein Zufall, daß dies Gebiete sind, auf denen logisch stark von einander abweichende Verfahrungsweisen sich in der wissenschaftlichen Praxis aufs Engste miteinander verbinden, die logischen Probleme sich also geradezu aufdrängen mußten. Eine umfassendere philosophische Grundlegung ist für die Kulturwissenschaften jedenfalls bisher nicht annähernd in dem Maße wie für die Naturwissenschaften gewonnen.

[1] Prinzipien der Sprachgeschichte, 1880. 3. Aufl. 1898. Ferner Methodenlehre der germanischen Philologie, Sonderabdruck aus der 2. Aufl. von Pauls Grundriß, 1897.

[2] Untersuchungen über die Methoden der Sozialwissenschaften. 1883.

[3] Die „Objektivität" sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, 1904. (Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd. 19). Roscher und Knies und die logischen Probleme der historischen Nationalökonomie. (Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung usw., Bd. 27, 29 und 30). Kritische Studien auf dem Gebiet der kulturwissenschaftlichen Logik, 1906. (Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd. 22).

Zwar ließen sich auch für eine Philosophie, die im Zusammenhange mit den Kulturwissenschaften arbeitet, von ihnen Anregungen empfängt und auf sie zurückzuwirken vermag, bereits in der Vergangenheit erhebliche Ansätze finden. Kant hat ja zuerst mehr durch seine Untergrabung der naturalistischen Weltanschauung als durch seine erkenntnistheoretische Grundlegung der Naturwissenschaften gewirkt, und so einseitig sich die von ihm angeregten antinaturalistischen Bestrebungen zum Teil auch gestalteten, so verständnislos einige Jünger Kants gerade den Naturwissenschaften und ihrer Bedeutung gegenüberstanden, für die ihr Meister die unerschütterliche Basis gegeben hatte, und so sehr sie gerade hierdurch dazu beigetragen haben, daß später jede „idealistische" und antinaturalistische Philosophie in Miskredit kam, so wenig läßt sich doch andererseits leugnen, daß sie durch einen energischen Hinweis auf die Kehrseite der Medaille als Anreger gewirkt haben wie wenige. Ja, bis zu einem gewissen Grade haben die Philosophen des deutschen Idealismus den Kulturwissenschaften grundlegende Begriffe bereits geliefert. Insbesondere Hegel, der mit vollem Bewußtsein die Weltanschauung auf das geschichtliche Leben zu gründen unternahm, ist doch wohl noch in anderer Hinsicht merkwürdig als dadurch, daß er nichts von Naturwissenschaften verstand, und da in weiteren Kreisen das Interesse für die Philosophie des deutschen Idealismus beständig im Wachsen ist, so kann man hoffen, daß die Gegenwart, in der das Wort „Entwicklung" eine so große Rolle spielt, auch von dem großen idealistischen Entwicklungsphilosophen wieder etwas lernt[1].

[1] Ueber die Bedeutung des deutschen Idealismus für die Geschichte vergl.: E. Troeltsch, Das Historische in Kants Religionsphilosophie, 1902 (Kantstudien Bd. 9), E. Lask, Fichtes Idealismus und die Geschichte, 1902, und W. Dilthey, Die Jugendgeschichte

Hegels System jedoch läßt sich, so wie es ist, nicht einfach aufnehmen, vor einer Galvanisierung des Hegelschen Buchstabens muß heute sogar gewarnt werden, und vorläufig helfen auch die anderen wertvollen Ansätze aus früherer Zeit den Kulturwissenschaften zur Bestimmung und Klarlegung ihrer Aufgaben nicht viel. Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ist die historische Kontinuität in der Geschichte unseres Geisteslebens unterbrochen worden, und grade die für ein Verständnis des geschichtlichen Lebens wichtigen Elemente der deutschen Philosophie sind noch immer beinahe vergessen. Auch wo man Hegels Kategorien benutzt, fehlt es an einem Bewußtsein ihrer Bedeutung und ihrer Tragweite. Denkt man doch z. B. heute, wenn in den Kulturwissenschaften von „Entwicklung“ die Rede ist, zuerst an einen als Spezialforscher gewiß im höchsten Grade bewunderungswürdigen, aber als Philosophen unbeträchtlichen Mann der Naturwissenschaft, sieht allen Ernstes im „Darwinismus“ die „neue“ Geschichtsphilosophie und ruft dann in Folge dieser und ähnlicher Begriffsverwirrungen für die Kulturwissenschaften nach „naturwissenschaftlicher Methode“. Nicht alle Disziplinen sind hiervon in gleicher Weise betroffen, aber gerade in der Geschichtsforschung im engeren Sinne haben wir einen lebhaften Streit um Wege und Ziele erlebt, der bei einem etwas innigeren Zusammenhang mit unserer philosophischen Vergangenheit zum Teil gar nicht hätte geführt werden können[1].

Hegels, 1905. Wie stark die Ideen der deutschen Philosophen auch auf solche Denker gewirkt haben, die man in einen prinzipiellen Gegensatz zu ihnen zu bringen pflegt, hat am eingehendsten G. Mehlis, Die Geschichtsphilosophie A. Comtes, 1909, nachgewiesen.

[1] Vergl. den in der Sache ganz ausgezeichneten Artikel von G. v. Below über die „neue historische Methode“ (Historische Zeitschrift Bd. 81, N. F. Bd. 45 S. 193 ff.), der einige Streitfragen wohl endgültig erledigt hat. Warum der Kampf, soweit er die Methode betrifft, von fast allen Seiten mit so großer Heftigkeit geführt worden ist, vermag der Fernerstehende nicht ganz einzusehen. Lamprechts historische Arbeiten kann ich nicht beurteilen. Das Verdienst, die methodologischen Fragen wieder einmal in Fluß gebracht zu haben, sollte man ihm nicht absprechen. Nur kann man freilich auf diesem Gebiete ohne eine logische Grundlegung garnichts ausrichten, und solange daher Lamprecht mit seinen in ihrer logischen Bedeutung völlig vagen Schlagworten wie individualpsychologische und sozialpsychologische Methode und dergl. arbeitet, ist die Diskussion mit ihm unfruchtbar. Daß seine eigenen historischen Werke mit seiner „Methode“ nicht übereinstimmen, liegt auf der Hand. Er stellt einmalige historische Entwicklungen in ihrer Einmaligkeit dar, wie jeder Historiker, und verfährt dabei nicht etwa „naturwissenschaftlich“ sondern individualisierend und wertbeziehend in dem später zu erörternden Sinne. Ein Mehr oder Weniger an allgemeinen Begriffen oder Schlagworten wie Typismus, Reizsamkeit usw. ist für den logischen Charakter der Methode nicht entscheidend.

Daher will auch ich hier, um meinem Probleme näher zu kommen, nicht an das in der Vergangenheit bereits Geleistete, sondern an die heute am meisten verbreitete Ansicht über die Gliederung der Wissenschaften anknüpfen, um mich dann auf eine rein systematische Darstellung meiner Auffassung zu beschränken.

III.
Der Hauptgegensatz.

Da die Wissenschaften sich sowohl mit Rücksicht auf die Gegenstände, die sie behandeln, als auch mit Rücksicht auf die Methode, die sie anwenden, von einander unterscheiden können, so ist ihre Gliederung sowohl unter materialen als auch unter formalen Gesichtspunkten vorzunehmen, und es ist garnicht selbstverständlich, wie viele zu glauben scheinen, daß diese beiden Einteilungsprinzipien zusammenfallen. Wo man heute zwei Gruppen von Wissenschaften als wesentlich von einander verschieden anerkennt, wird dies meist nicht beachtet. Es

ist in der Philosophie noch fast allgemein üblich, als materiales Einteilungsprinzip die Begriffe von Natur und Geist zugrunde zu legen, wobei unter dem vieldeutigen Wort Natur das körperliche, unter dem noch vieldeutigeren Wort Geist das seelische Sein zu verstehen ist, und aus den inhaltlichen Besonderheiten des psychischen Lebens, die es im Gegensatze zur physischen Welt zeigt, werden dann zugleich auch die formalen Unterschiede der zwei Methoden abgeleitet, nach denen Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften verfahren sollen. Als Konsequenz ergibt sich hieraus unter anderm, daß neben die Mechanik, als die allgemeinste und grundlegende Körperwissenschaft, eine ihr entsprechende allgemeine Wissenschaft vom Seelenleben, d. h. die Psychologie, als grundlegende „Geisteswissenschaft" gesetzt wird, und daß man dementsprechend prinzipielle Fortschritte auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften besonders von einer psychologischen Methode erwartet. In der Geschichte hat man infolgedessen eine angewandte Psychologie gesehen, was mit dem gegenwärtigen Zustand dieser Disziplin nicht ganz übereinstimmt.

Weichen in Einzelheiten die verschiedenen Auffassungen auch stark von einander ab, so gilt doch in der Philosophie der Hauptgedanke, daß bei einer Gliederung der Wissenschaften es vor allem auf die Eigenart des psychischen Seins ankomme, selbst dort für geradezu selbstverständlich, wo, wie z. B. bei Dilthey, in Folge eines stark ausgeprägten historischen Sinnes, die Unbrauchbarkeit der bisher vorhandenen Psychologie zu einer Grundlegung besonders der Geschichtswissenschaften sich herausgestellt hat. Es wird dann eine neue, erst zu schaffende „Psychologie" gefordert[1].

[1] Vergl. Dilthey, Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie. Sitzungsberichte der königl. preuß. Akademie der Wiss., 1894, S. 1399 ff.

Daß mit dem Worte Geisteswissenschaften die nichtnaturwissenschaftlichen Disziplinen sehr ungenügend charakterisiert sind, wird im Gegensatz zu den die Philosophie beherrschenden Meinungen von vielen Männern der empirischen Forschung wohl immer deutlicher empfunden[1], und ich glaube in der Tat, daß die unter dem Gesichtspunkte des Gegensatzes von Natur und Geist unternommenen Einteilungsversuche nicht dazu kommen können, die wirklich vorhandenen Unterschiede der Wissenschaften zu verstehen, auf die es doch vor allem ankommt. Zunächst suche ich zur vorläufigen Orientierung in kurzen Formeln meine Ansicht der üblichen und durch die Gewohnheit befestigten entgegenzustellen.

Gewiß läßt sich nicht leugnen, daß die nicht-naturwissenschaftlichen Disziplinen es vorwiegend mit psychischem Sein zu tun haben, und daß daher in dieser Hinsicht ihre Bezeichnung als Geisteswissenschaften nicht direkt falsch ist, aber — und darauf allein kommt es an — das für die Wissenschaftslehre wesentliche Unterscheidungsmerkmal ist dadurch nicht getroffen. Denn es wird mit Hilfe des Begriffs vom Psychischen weder der prinzipielle Unterschied der zwei verschiedenen Arten des wissenschaftlichen Interesses deutlich, der den materialen Unterschieden der Objekte entspricht und bewirkt, daß die Vertreter der einen Gruppe von Wissenschaften sich miteinander enger verbunden betrachten als mit denen der andern, noch läßt sich vollends auf dem angegebenen

[1] In dem Kreise von Gelehrten, denen ich 1898 den Inhalt dieser Schrift zum ersten Mal vortrug, fand sich sogar niemand mehr, der für das in der Logik noch immer so beliebte Wort zur Abgrenzung gegen die Naturwissenschaft eingetreten wäre, und in neuerer Zeit wird der Ausdruck Kulturwissenschaft immer häufiger gebraucht.

Wege irgend ein brauchbarer logischer, d. h. formaler Gegensatz zweier von einander verschiedener Methoden ableiten. Es ist kein Zufall, daß auf dem Gebiete der Psychologie in neuerer Zeit neben den Philosophen hauptsächlich Männer der Naturwissenschaften gearbeitet haben, die Historiker und die Vertreter anderer „Geisteswissenschaften" dagegen sich um die moderne Psychologie meist gar nicht kümmern. Das hat vielmehr seine im Wesen der Sache liegenden Gründe, und eine Aenderung dieses Zustandes ist nicht wahrscheinlich, ja vielleicht nicht einmal wünschenswert. Die Bedeutung der Psychologie für einige der sogenannten „Geisteswissenschaften" wird, wie ich glaube, nicht nur von Psychologen, sondern auch von der Logik heute noch sehr überschätzt, und jedenfalls in der Art grundlegend, wie die Mechanik es für die Naturwissenschaften ist, kann für die andere Hälfte des globus intellectualis weder die bereits vorhandene, noch irgend eine erst zu schaffende allgemeine Wissenschaft vom Seelenleben sein. Ja, die Anwendung der in der Psychologie heute üblichen Methode muß in den Geschichtswissenschaften geradezu notwendig auf Irrwege leiten, und sie hat das auch bereits getan, wo an die Stelle historischer Darstellungen „sozialpsychologische" Theorien getreten sind.

Noch wichtiger aber ist, daß mit einem einzigen Gegensatz, wie dem von Natur und Geist, die Mannigfaltigkeit der Einzelwissenschaften sich überhaupt nicht erschöpfend gliedern läßt, weil die Probleme, die hier vorliegen, viel komplizierter sind, als man gewöhnlich annimmt. An die Stelle des einen Unterschiedes von Natur und Geist hat die Methodenlehre meiner Ansicht nach die folgenden zwei Paare von Grundbegriffen zu setzen.

Zwei Gruppen von Objekten, die sich mit Rücksicht auf die Art ihres Seins, d. h. in der Weise wie Körper

und Seele, voneinander unterscheiden, sind für die Gliederung der Wissenschaften überhaupt nicht zu finden, weil es wenigstens in der unmittelbar zugänglichen Wirklichkeit nichts gibt, das einer Untersuchung von der formalen Eigenart, wie die Naturwissenschaft sie führt, prinzipiell entzogen werden dürfte. So verstanden ist das Wort, es könne nur eine empirische Wissenschaft geben, da es nur eine empirische Wirklichkeit giebt, berechtigt. Die Wirklichkeit in ihrer Totalität, d. h. als Inbegriff alles körperlichen und geistigen Daseins, kann und muß man in der Tat als ein einheitliches Ganzes oder „monistisch", wie das beliebte Schlagwort lautet, ansehen und dementsprechend auch in jedem ihrer Teile nach ein und derselben Methode behandeln. Geschieht dies aber, so werden die Wissenschaften, welche die Körpervorgänge, und die, welche das Seelenleben erforschen, auch durch gemeinsame Interessen eng miteinander verbunden sein.

Ein materialer Gegensatz der Objekte ist der Einteilung der Wissenschaften daher nur insofern zugrunde zu legen, als sich aus der Gesamtwirklichkeit eine Anzahl von Dingen und Vorgängen heraushebt, die für uns eine besondere Bedeutung oder Wichtigkeit besitzen, und in denen wir daher noch etwas anderes sehen als bloße „Natur". Ihnen gegenüber genügt dann die im übrigen durchaus berechtigte naturwissenschaftliche Darstellung für sich allein noch nicht, sondern wir haben in Bezug auf sie außerdem noch ganz andere Fragen zu stellen, und zwar beziehen sich diese Fragen vor allem auf die Objekte, die wir am besten unter dem Namen Kultur zusammenfassen. Mit einer auf die besondere Bedeutung der Kulturobjekte gestützten Einteilung in Natur- und Kulturwissenschaften dürfte auch der Interessengegensatz am besten bezeichnet sein, der die Männer

der Forschung in zwei Gruppen sondert, und der Unterschied von Naturwissenschaft und Kulturwissenschaft scheint mir daher geeignet, an die Stelle der üblichen Einteilung in Natur- und Geisteswissenschaft zu treten.

Damit allein aber reichen wir nicht aus. Zu dem materialen Einteilungsprinzip muß ein formales hinzukommen, und mit Rücksicht auf dieses gestalten die Begriffe sich dann komplizierter als bei der üblichen Auffassung, die übrigens ihre scheinbare Einfachheit nur der Vieldeutigkeit des Wortes „Natur" verdankt. Aus irgendwelchen materialen Eigentümlichkeiten der als Kultur zu bezeichnenden Teile der Wirklichkeit lassen sich die grundlegenden formalen Gegensätze der Methoden selbstverständlich ebenso wenig ableiten wie aus dem Unterschiede von Natur und Geist, und wir können daher nicht ohne weiteres von „kulturwissenschaftlicher Methode" sprechen, wie man von naturwissenschaftlicher Methode spricht und von psychologischer Methode sprechen zu dürfen glaubt. Aber wir müssen zugleich bemerken, daß auch der Ausdruck „naturwissenschaftliche Methode" dann allein einen logischen Sinn hat, wenn das Wort „Natur" darin nicht nur Körperwelt heißt, sondern die angeführte kantische oder formale Bedeutung besitzt, also jedenfalls nicht eine „körperwissenschaftliche Methode" gemeint ist, obwohl dies allein doch der richtige Gegensatz zur geisteswissenschaftlichen oder psychologischen Methode wäre. Den Gegensatz zum logischen Begriff der Natur als des Daseins der Dinge, sofern es nach allgemeinen Gesetzen bestimmt ist, kann vielmehr nur ein ebenfalls logischer Begriff bilden. Dies aber ist, wie ich glaube, der Begriff der Geschichte im weitesten formalen Sinne des Wortes, d. h. der Begriff des einmaligen Geschehens in seiner Besonderheit und Individualität, der zum Begriff des allgemeinen Gesetzes in einem formalen Gegensatz steht, und wir werden daher von einem Unterschiede der naturwissenschaftlichen und der historischen Methode reden müssen.

Die Gliederung, die wir hiermit nach formalen Gesichtspunkten vornehmen, fällt also garnicht mit der nach materialen Gesichtspunkten zusammen, wie dies bei der üblichen Einteilung in Natur- und Geisteswissenschaften der Fall zu sein schien, und es darf daher auch keine Rede davon sein, daß der formale Unterschied von Natur und Geschichte an die Stelle des materialen Unterschiedes von Natur und Geist zu treten hätte, wie man mißverständlicher Weise diese Einteilung aufgefaßt hat. Den Unterschied von Natur und Geist können wir nur durch den von Natur und Kultur verdrängen und ersetzen wollen. Wohl aber glaube ich, zeigen zu können, daß zwischen unsern beiden Einteilungsprinzipien ein Zusammenhang insofern besteht, als eine für alle Kulturobjekte notwendige Betrachtung eben ihre Darstellung nach historischer Methode ist, und daß der Begriff dieser Methode sich zugleich aus einem später zu entwickelnden formalen Begriff der Kultur verstehen läßt. Freilich reicht auch die naturwissenschaftliche Methode bis weit in das Kulturgebiet hinein, und besonders darf man nicht sagen, daß es nur historische Kulturwissenschaften gibt. Umgekehrt kann man sogar in gewisser Hinsicht von einem historischen Verfahren innerhalb der Naturwissenschaft sprechen, so daß also für die logische Betrachtung in Folge dessen Mittelgebiete entstehen, auf denen einerseits inhaltlich kulturwissenschaftliche und methodisch naturwissenschaftliche, andererseits inhaltlich naturwissenschaftliche und methodisch historische Unter-

suchungen eng mit einander verbunden sind. Aber dieser Zusammenhang ist doch auch wieder nicht von der Art, daß dadurch der Gegensatz von Naturwissenschaften und Kulturwissenschaften überhaupt aufgehoben würde. Wir können vielmehr mit Hilfe unserer Begriffe den gesuchten Grundgegensatz der empirischen Wissenschaften dadurch gewinnen, daß wir den Begriff der historischen Kulturwissenschaften, sowohl in materialer wie in formaler Hinsicht, scharf gegen den Begriff der Naturwissenschaften abgrenzen und dann weiter zeigen, daß trotz aller Uebergänge und Zwischenformen bei Erforschung des Naturlebens hauptsächlich nach naturwissenschaftlicher, bei Erforschung des Kulturlebens hauptsächlich nach historischer Methode verfahren wird.

Meine Aufgabe besteht nun im folgenden darin, den im angegebenen Sinne materialen Gegensatz von Natur und Kultur und den formalen Gegensatz von naturwissenschaftlicher und historischer Methode so weit zu entwickeln, daß der Grund für die hier aufgestellten Thesen und damit die Berechtigung des von dem üblichen abweichenden Einteilungsversuchs der Wissenschaften deutlich hervortritt. Dabei muß ich mich im wesentlichen jedoch, wie nochmals hervorgehoben sei, auf die Darlegung des schematischen Hauptunterschiedes beschränken und kann die nähere Ausführung nur andeuten. Ein vollständiges System der Wissenschaftslehre zu geben, das alle Wissenschaften oder auch nur alle empirischen Einzelwissenschaften umfaßt, beabsichtigt dieser Versuch nicht.

IV.

Natur und Kultur.

Eine streng systematische Untersuchung, welche die logischen Probleme voranstellt, müßte von einer Reflexion

auf die formalen Unterschiede der Methoden ausgehen, also vom Begriff einer historischen Wissenschaft her den der Kulturwissenschaft verstehen[1]. Weil jedoch die Einzelwissenschaften zuerst an sachliche Unterschiede anknüpfen, und die Arbeitsteilung auch in ihrem weiteren Verlauf vor allem durch den materialen Unterschied von Natur und Kultur bestimmt wird, so beginne ich, um mich nicht noch weiter, als es ohnehin schon nötig ist, von den Interessen der Einzelforschung zu entfernen, mit dem sachlichen Gegensatz und schließe hieran eine Erörterung der formalen methodischen Unterschiede an, um dann erst die Beziehungen zwischen dem formalen und dem materialen Einteilungsprinzip aufzuzeigen.

Die Worte Natur und Kultur sind nicht eindeutig, und insbesondere wird der Begriff der Natur immer erst durch den Begriff näher bestimmt, zu dem man ihn in einen Gegensatz bringt. Den Schein der Willkür werden wir hier am besten vermeiden, wenn wir uns zunächst an die ursprüngliche Bedeutung halten. Naturprodukte sind es, die frei aus der Erde wachsen. Kulturprodukte bringt das Feld hervor, wenn der Mensch geackert und gesät hat. Hiernach ist Natur der Inbegriff des von selbst Entstandenen, „Geborenen“ und seinem eigenen „Wachstum“ Ueberlassenen. Ihr steht die Kultur als das von

---

[1] Diesen Weg habe ich eingeschlagen in meinem Buch: Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. Eine logische Einleitung in die historischen Wissenschaften, 1896—1902, 2. Aufl. 1913. Vgl. auch meine Abhandlung: Geschichtsphilosophie in: Die Philosophie im Beginn des 20. Jahrhunderts. Festschrift für Kuno Fischer. 1905. 2. Aufl. 1907. Ich möchte betonen, daß auch diese Schriften nicht beabsichtigen, ein vollständiges System der Wissenschaften zu entwickeln, und daß daher alle Einwände gegenstandslos sind, die darauf hinauskommen, daß diese oder jene Disziplin in meinem System keinen Platz fände.

einem nach gewerteten Zwecken handelnden Menschen entweder direkt Hervorgebrachte oder, wenn es schon vorhanden ist, so doch wenigstens um der daran haftenden Werte willen absichtlich G e p f l e g t e gegenüber.

Mögen wir nun diesen Gegensatz so weit ausdehnen, wie wir nur wollen, so hängt damit immer notwendig zusammen, daß in allen Kulturvorgängen irgend ein vom Menschen anerkannter W e r t verkörpert ist, um dessentwillen sie entweder hervorgebracht oder, wenn sie schon entstanden sind, gepflegt werden, daß dagegen alles von selbst Entstandene und Gewachsene ohne Rücksicht auf Werte betrachtet werden k a n n und, wenn es wirklich nichts anderes als Natur in dem angegebenen Sinne sein soll, auch betrachtet werden m u ß. An Kulturobjekten haften also Werte, und wir wollen sie deshalb G ü t e r nennen, um sie so zugleich als wertvolle Wirklichkeiten von den Werten selbst, die keine Wirklichkeiten sind, und von denen man auch absehen kann, zu unterscheiden. Naturvorgänge werden nicht als Güter gedacht, sondern frei von der Verknüpfung mit Werten, und löst man daher von einem Kulturobjekt jeden Wert ab, so wird es dadurch ebenfalls zur bloßen Natur. Durch diese B e z i e h u n g a u f W e r t e, die entweder da ist oder nicht, können wir mit Sicherheit zwei Arten von O b j e k t e n unterscheiden, und wir dürfen es dadurch a l l e i n, weil, abgesehen von dem an ihm haftenden Wert, ein jeder Kulturvorgang sich auch als im Zusammenhange mit der Natur stehend und dann selbst als Natur muß ansehen lassen.

Ueber die A r t des Wertes aber, der Wirklichkeiten zu Kulturgütern macht und sie dadurch aus der Natur heraushebt, haben wir noch Folgendes hinzuzufügen. Von Werten kann man nicht sagen, daß sie s i n d oder nicht sind, sondern nur, daß sie g e l t e n oder nicht gelten. Ein

Kulturwert ist entweder faktisch allgemein als gültig anerkannt, oder es wird seine Geltung und damit die mehr als rein individuelle Bedeutung der Objekte, an denen er haftet, wenigstens von einem Kulturmenschen postuliert, und ferner darf es sich bei Kultur in höchstem Sinne nicht um Gegenstände eines bloßen Begehrens, sondern es muß sich um Güter handeln, zu deren Wertung oder Pflege wir uns mit Rücksicht auf die Gemeinschaft, in der wir leben, oder aus einem andern Grunde zugleich mehr oder weniger verpflichtet fühlen, wenn wir überhaupt auf die Geltung der Werte reflektieren. Damit grenzen wir die Kulturobjekte sowohl gegen das ab, was zwar von allen, aber nur triebartig gewertet und erstrebt wird, als auch gegen das, was zwar nicht einem bloßen Triebe, aber doch nur den Anwandlungen einer Laune seine Wertung als Gut verdankt.

Daß dieser Gegensatz von Natur und Kultur, soweit es sich um einen Unterschied der beiden Gruppen von O b j e k t e n handelt, wirklich der Teilung der Wissenschaften zugrunde liegt, ergibt sich leicht. Die Religion, die Kirche, das Recht, der Staat, die Sitten, die Wissenschaft, die Sprache, die Literatur, die Kunst, die Wirtschaft und auch die zu ihrem Betrieb notwendigen technischen Mittel sind, jedenfalls auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung, Kulturobjekte oder G ü t e r genau in dem Sinne, daß der an ihnen haftende Wert entweder von allen Gliedern einer Gemeinschaft als gültig anerkannt, oder seine Anerkennung ihnen zugemutet wird. Wir brauchen daher unsern Begriff der Kultur nur noch dahin zu erweitern, daß wir auch die V o r s t u f e n und die V e r f a l l s s t a d i e n der Kultur, sowie die kulturfördernden oder -hemmenden Vorgänge mit in Betracht ziehen, dann sehen wir, daß er alle Objekte der Religionswissenschaft, der Jurisprudenz, der Geschichte, der Philologie, der Nationalökonomie usw.,

also aller „Geisteswissenschaften“ mit Ausnahme der Psychologie umfaßt, und daß daher der Ausdruck Kulturwissenschaft eine durchaus geeignete Bezeichnung für die nichtnaturwissenschaftlichen Spezialdisziplinen ist. Der Umstand, daß man auch die Betriebsmittel der Landwirtschaft, die Maschinen und die chemischen Hilfsmittel zur Kultur rechnet, ist gewiß kein Einwand gegen die Verwendung des Terminus Kulturwissenschaft, wie Wundt gemeint hat [1], sondern zeigt im Gegenteil, daß er viel besser auf die nichtnaturwissenschaftlichen Disziplinen paßt als das Wort Geisteswissenschaft, für das Wundt eintritt. Die technischen Erfindungen werden zwar meist mit Hilfe der Naturwissenschaft gemacht, aber sie selbst gehören doch nicht zu den Objekten naturwissenschaftlicher Untersuchung, und in den Geisteswissenschaften sind sie ebenfalls nicht unterzubringen. Nur in einer Kulturwissenschaft findet die Darstellung ihrer Entwicklung einen Platz, und welche Bedeutung sie auch für die „geistige“ Kultur haben können, bedarf keines Nachweises.

Von einigen Disziplinen, wie Geographie und Ethnographie, kann es allerdings zweifelhaft sein, wohin sie gehören, aber die Entscheidung darüber hängt bei ihnen nur davon ab, unter welchen Gesichtspunkt sie ihre Gegenstände bringen, d. h. ob sie sie als bloße Natur ansehen oder sie zum Kulturleben in Beziehung setzen. Die Erdoberfläche, an sich ein bloßes Naturprodukt, gewinnt als Schauplatz aller Kulturentwicklung noch ein anderes als bloß naturwissenschaftliches Interesse, und die primitiven Völker können einerseits als „Naturvölker“ angesehen, andererseits aber auch daraufhin erforscht werden, wie weit sich bei ihnen schon „Anfänge“ der Kultur vorfinden. Diese Doppelseitigkeit trägt also nur dazu bei,

[1] Einleitung in die Philosophie, 1901.

unsere Ansicht zu bestätigen, daß es nicht auf Unterschiede wie Natur und Geist ankommt, und wir dürfen demnach die nichtnaturwissenschaftlichen Einzeldisziplinen unbedenklich als Kulturwissenschaften in der angegebenen Bedeutung bezeichnen.

Bisweilen wird jedoch dieses Wort auch in einem anderen Sinne gebraucht, und daher ist es vielleicht gut, wenn wir unsern Begriff noch ausdrücklich gegen verwandte Begriffe abgrenzen, in denen der Ausdruck Kultur zum Teil ein zu weites, zum Teil aber auch ein zu enges Gebiet umfaßt. Doch will ich mich dabei auf einige Beispiele beschränken.

Als Typus für eine zu weite Fassung wähle ich den Begriff der Kulturwissenschaft, wie er von Paul [1] aufgestellt worden ist. Eine kurze Auseinandersetzung mit seinen Ansichten liegt um so näher, als er durch seine überzeugenden Ausführungen nicht nur dazu beigetragen hat, den Ausdruck Kulturwissenschaften statt Geisteswissenschaften gebräuchlich zu machen, sondern auch in neuerer Zeit zu den ersten gehört, die auf den fundamentalen logischen Unterschied zwischen Gesetzeswissenschaft und Geschichtswissenschaft hingewiesen haben, der uns später beschäftigen wird. Trotzdem will auch Paul noch „als das charakteristische Kennzeichen der Kultur . . . die Betätigung psychischer Faktoren bezeichnen“, ja dies scheint ihm „die einzig mögliche exakte Abgrenzung des Gebietes gegen die Objekte der reinen Naturwissenschaften zu sein“, und weil ihm „das psychische Element . . . der wesentlichste Faktor in aller Kulturbewegung“ ist, „um den sich alles dreht“, so wird auch ihm „die Psychologie . . . die vornehmste Basis aller in einem höheren Sinne gefaßten Kulturwissenschaft“. Den Ausdruck Geisteswissenschaften

[1] Prinzipien der Sprachgeschichte. 3. Aufl. S. 6 ff.

meidet er nur deshalb, weil, „sowie wir das Gebiet der historischen Entwicklung betreten, . . . wir es neben den psychischen mit physischen Kräften zu tun“ haben. Seine Begriffsbestimmung kommt also darauf hinaus, daß das Psychische, wo es allein auftritt, Objekt der reinen Geisteswissenschaft ist, daß alle Wirklichkeit aber, die sich aus physischem und psychischem Sein zusammensetzt, den Kulturwissenschaften gehört.

In diesen Gedanken ist das zweifellos richtig, daß man die Kulturwissenschaften nicht auf die Erforschung geistiger Vorgänge einschränken darf, und daß der Ausdruck Geisteswissenschaften auch aus diesem Grunde wenig bezeichnend ist. Aber man wird noch weiter gehen und fragen müssen, ob die Kulturwissenschaften überhaupt einen Grund haben, physisches und psychisches Sein so zu trennen, wie die Psychologie es tut, und ob daher der Begriff des „Geistigen“, den die Kulturwissenschaften brauchen, mit dem des „Psychischen“ zusammenfällt, den die Psychologie bildet. Doch auch abgesehen hiervon vermag ich nicht einzusehen, wie Paul auf seinem Wege Naturwissenschaft und Kulturwissenschaft „exakt“ voneinander scheiden will. Er selbst zieht die Konsequenz, daß nach seiner Bestimmung auch eine tierische Kultur anerkannt werden müsse, aber er wird doch nicht behaupten können, daß das tierische Leben bei Berücksichtigung der geistigen Vorgänge in jedem Falle den Kulturwissenschaften gehört. Nur dann wird das vielmehr der Fall sein, wenn wir es als Vorstufe nicht nur zum menschlichen Geistesleben überhaupt, sondern zum menschlichen Kulturleben in dem von mir angegebenen Sinne betrachten. Fällt diese Beziehung auf Kulturwerte fort, so haben wir es lediglich mit „Natur“ zu tun, und „die einzig mögliche exakte Abgrenzung“ des Gebietes versagt also hier vollständig.

Paul gibt das implicite zu, wenn er als Beispiel einer Kulturwissenschaft vom tierischen Leben die Entwicklungsgeschichte der Kunsttriebe und gesellschaftlichen Organisation anführt, denn von Kunsttrieben und gesellschaftlicher Organisation bei den Tieren zu reden, hat nur dann einen Sinn, wenn es sich dabei um solche Vorgänge handelt, die ganz und gar nach Analogie mit der menschlichen Kultur betrachtet werden können, dann jedoch Kulturvorgänge auch in meinem Sinne sein würden. Diese Betrachtung aber darf doch dem tierischen Leben gegenüber nicht als die einzig berechtigte angesehen werden, ja, es ließe sich wohl zeigen, daß die Uebertragung menschlicher Kulturbegriffe auf tierische Gemeinschaften in den meisten Fällen eine spielerische und verwirrende Analogie ist. Was soll man unter dem Worte „Staat“ verstehen, wenn es sowohl das Deutsche Reich als auch einen Bienenstock bezeichnet, was unter „Kunstwerk“, wenn sowohl Michel Angelos Mediceergräber als auch ein Vogelgezwitscher damit gemeint ist? Jedenfalls wird Pauls Begriff gerade dadurch, daß das Psychische darin das wesentliche Merkmal sein soll, zur Abgrenzung der Kultur gegen die Natur untauglich, und seine weiteren Ausführungen zeigen, daß er selbst mit diesem Begriffe nicht auskommt.

Doch gehe ich hierauf nicht weiter ein. Ich wollte nur an einem Beispiel noch einmal klarlegen, wie ohne einen Wertgesichtspunkt, der Güter von wertfreien Wirklichkeiten trennt, keine scharfe Scheidung von Kultur und Natur zu finden ist, und ich möchte jetzt nur noch erklären, warum bei der Bestimmung des Kulturbegriffs so leicht an Stelle des Wertes der Begriff des Geistigen tritt.

Die Kulturvorgänge werden ja wirklich nicht nur mit

Rücksicht auf einen Wert, sondern zugleich auch immer mit Rücksicht auf ein psychisches Wesen, das sie wertet, betrachtet werden müssen, weil Werte nur von psychischen Wesen gewertet werden, ein Umstand, der es mit sich bringt, daß das Psychische überhaupt als das Wertvollere im Vergleich zum Körperlichen angesehen wird. Es besteht also in der Tat ein Zusammenhang zwischen dem Gegensatz von Natur und Kultur einerseits und dem von Natur und Geist andererseits, insofern in den Kulturvorgängen, weil sie Güter sind, stets eine Wertung und daher zugleich geistiges Leben mitspielen muß. So richtig dies jedoch ist, so wenig läßt sich von hier aus eine Einteilung der Wissenschaften durch den Gegensatz von Natur und Geist rechtfertigen, denn das bloße Vorhandensein von Psychischem macht, weil seelisches Leben als solches auch als Natur zu betrachten ist, eben noch nicht das Kulturobjekt aus, und daher ist es zur Definition des Kulturbegriffs nicht zu verwenden. Das ginge vielmehr nur dann, wenn in dem Psychischen, als der notwendigen Vorbedingung einer Wertung, immer auch der Wert selbst, und zwar als ein allgemein gültiger Wert mitzudenken wäre. Dies mag in der Tat häufig geschehen, besonders wenn man das Wort „Geist" braucht, und die von uns abzulehnenden Versuche erklären. Zu solcher Identifizierung von Geist und Wertung eines allgemein gültigen Wertes aber besteht kein Recht, so lange man unter Geist das Psychische versteht. Man sollte vielmehr das geistige Sein oder die psychischen Akte der Wertung von den Werten selbst und ihrer Geltung ebenso scharf begrifflich trennen, wie man die Güter von den an ihnen haftenden Werten trennen muß, und sich klar machen, daß es in den „geistigen Werten" nicht auf das Geistige, sondern auf die Werte ankommt. Dann wird man auch

das Psychische nicht mehr zur Abgrenzung der Kultur gegen die Natur benützen wollen. Nur als Wertung ist es mit der Kultur verknüpft, und auch als Wertung fällt es nicht mit dem Wert zusammen, der aus einer Wirklichkeit ein Kulturgut macht.

Ganz kurz kann ich endlich die Bestimmungen behandeln, die den Begriff der Kultur auf eine zu eng begrenzte Gruppe allgemein gewerteter Objekte beschränken. Sie seien hauptsächlich deshalb erwähnt, weil durch einige von ihnen das Wort „Kultur" für viele wohl einen geradezu fatalen Nebensinn bekommen hat, aus dem die Abneigung gegen den Terminus Kulturwissenschaften sich erklären mag. Damit meine ich weniger Zusammensetzungen wie „Kulturkampf" und „ethische Kultur", die mit Wissenschaft nichts zu tun haben, und ich denke auch nicht, daß man sich durch den von gewisser Seite getriebenen Mißbrauch der Sprache, der unter „Kultur" nur die Massenbewegungen verstehen oder die Kriege vergangener Zeiten als „unsittlich" nicht zur Kultur rechnen will, den Gebrauch dieses Wortes verleiden zu lassen braucht. Ich habe vielmehr die Gedanken im Auge, die insbesondere mit dem Begriff der beim großen Publikum so beliebten „Kulturgeschichte" sich verknüpfen. Von den Gegensätzen nämlich, die zwischen einer so benannten Wissenschaft und der politischen Geschichte z. B. aufgestellt worden sind, und die besonders in den Schriften von Dietrich Schäfer [1] und Gothein [2] eine interessante Beleuchtung erfahren haben, muß selbstverständlich unser Begriff der Kultur, um für die Einteilung der Wissenschaften in zwei Gruppen brauchbar zu sein, ganz frei gehalten werden. Einerseits ist

[1] Das eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichte, 1888, und: Geschichte und Kulturgeschichte, 1891.

[2] Die Aufgaben der Kulturgeschichte, 1889.

nach unserer Bestimmung der Staat ein Kulturgut ebenso wie die Volkswirtschaft oder die Kunst, und darin kann niemand eine willkürliche Terminologie sehen. Andererseits geht es jedoch auch nicht an, das Kulturleben ohne weiteres mit dem staatlichen Leben zu identifizieren. Denn so richtig es sein mag, daß, wie besonders Schäfer gezeigt hat, alle höhere Kultur sich nur im Staate entwickelt, und daher vielleicht die Geschichtsforschung im Rechte ist, wenn sie das staatliche Leben in den Vordergrund stellt, so ist doch vieles, wie Sprache, Kunst und Wissenschaft, in seiner Entwicklung zum Teil vom Staat ganz unabhängig, und wir brauchen vollends nur an die Religion zu denken, um einzusehen, wie unmöglich es ist, alle Kulturgüter dem staatlichen Leben und dementsprechend alle Kulturwerte den politischen Werten unterordnen zu wollen.

Halten wir also an dem mit dem Sprachgebrauch durchaus übereinstimmenden Begriff der Kultur fest, d. h. verstehen wir darunter die Gesamtheit der Objekte, an denen allgemein anerkannte Werte haften, und die mit Rücksicht auf diese Werte gepflegt werden, ohne daß wir eine nähere inhaltliche Bestimmung hinzufügen, und sehen wir nun zu, wie dieser Begriff uns weiter zur Abgrenzung der zwei Gruppen von Wissenschaften dienen kann.

V.

Begriff und Wirklichkeit.

Wäre der Unterschied zwischen Natur- und Kulturwissenschaften bereits damit erschöpft, daß immer nach derselben Methode hier Naturobjekte, dort Kulturvorgänge untersucht werden, so hätte diese Feststellung logisch wenig zu bedeuten. Um zu zeigen, welche andern tiefgehenden Unterschiede zwischen den beiden Gruppen von

Wissenschaften bestehen, wende ich mich jetzt vom materialen zum formalen Einteilungsprinzip. Um dieses klarzulegen, sind aber zunächst einige Bemerkungen über das wissenschaftliche Erkennen im allgemeinen unentbehrlich, und zwar will ich dabei ausgehen von dem weitverbreiteten Begriff des Erkennens als eines Abbildens der Wirklichkeit. Bevor dieser Begriff nämlich nicht, wenigstens soweit es sich um wissenschaftliche Erkenntnis handelt, als unhaltbar erkannt ist, darf man nicht hoffen, das Wesen irgend einer wissenschaftlichen Methode zu verstehen, ja der Begriff der wissenschaftlichen „Form“ überhaupt kann vorher nicht klar werden.

So lange man unter der zu erkennenden Wirklichkeit eine andere Welt als die unmittelbar bekannte und zu erfahrende, also eine „transzendente“ Welt sich denkt, die „hinter“ der wahrgenommenen liegt, scheint die Abbildtheorie einen guten Sinn zu haben. Die Aufgabe der Erkenntnis besteht dann darin, aus dem unmittelbar gegebenen Material Vorstellungen oder Begriffe zu bilden, die mit jener transzendenten Welt übereinstimmen. Platons Erkenntnistheorie z. B. sieht — so darf ich in aller Kürze hier wohl sagen — in den „Ideen“ die Wirklichkeit, und weil die Ideen allgemein sind im Gegensatz zur überall besonderen und individuellen und eigentlich nicht wirklichen Sinnenwelt, so sind auch nicht die individuellen sondern nur die allgemeinen, also die Ideen abbildenden Vorstellungen wahr. Deswegen wird das Wesen des Begriffs in seiner Allgemeinheit gefunden. Oder: ein moderner Physiker hält ebenfalls die gegebene Welt mit ihren qualitativen Bestimmungen für nur „subjektiv“, für objektiv dagegen die quantitativ bestimmte Welt der Atome, und die Aufgabe der Erkenntnis besteht dann darin, quantitativ bestimmte Vorstellungen oder Begriffe zu bilden, die

ebenfalls wahr sind, weil sie die Wirklichkeit abbilden.

Aber selbst wenn diese kühnen Voraussetzungen richtig sein sollten, so wissen wir doch unmittelbar wenigstens von einer Welt „hinter“ der gegebenen Wirklichkeit nichts, und die Uebereinstimmung der Vorstellungen oder Begriffe mit ihr, d. h. die Aehnlichkeit des Abbildes mit dem Urbilde ist also auch niemals direkt zu konstatieren. Wir können daher, um das Wesen der Erkenntnis zu verstehen, nur damit beginnen, den Prozeß der Umformung zu untersuchen, durch den die mit der transzendenten Welt übereinstimmenden Vorstellungen oder Begriffe zustande kommen. Es wird also jedenfalls auch beim transzendenten Wahrheitsbegriff das Erkennen von der Logik zunächst nicht als ein Abbilden, sondern nur als ein Umbilden des gegebenen Vorstellungsmaterials durch den Begriff betrachtet werden müssen, denn dies allein ist der ihr direkt zugängliche Vorgang, durch den das gesuchte Abbild der transzendenten Wirklichkeit entstehen soll.

Vielleicht jedoch ist dieser transzendente Wahrheitsbegriff ganz unhaltbar, d. h. unsere Erkenntnis ist auf die unmittelbar gegebene, immanente Sinnenwelt beschränkt, und allein diese abzubilden, wäre dann ihre Aufgabe. Das scheint in der Tat weniger Voraussetzungen zu enthalten, insofern ja in diesem Falle die Uebereinstimmung von Abbild und Original sich direkt konstatieren ließe. Aber wenn wir näher zusehen, so wird gerade hier die Abbildtheorie erst recht bedenklich. Der Fortschritt in der Erkenntnis wäre unter dieser Voraussetzung nämlich nur davon abhängig, in welchem Grade es gelingt, eine Wiederholung der Wirklichkeit zu geben. Der Spiegel würde also am besten „erkennen“, oder ein farbiges Modell in höchster Vollendung käme wenigstens mit Rücksicht auf die Sichtbarkeit der Dinge der „Wahrheit“ am nächsten.

Ist aber dem erkennenden Menschen wirklich mit einer solchen im Sinne des Abbildes möglichst genauen Wiederholung oder Verdoppelung der Wirklichkeit gedient? Ein vollkommenes Abbild besitzt wissenschaftlichen Wert für uns doch wohl nur dann, wenn das abgebildete Erfahrungsobjekt selbst uns nicht direkt zugänglich ist, Erkenntnis aber enthielte auch eine absolut vollständige Verdoppelung als solche noch lange nicht. Stellt sich also das wissenschaftliche Erkennen nicht auch hier vielmehr als ein Umbilden heraus, und ist ohne die Annahme einer transzendenten Welt somit die Abbildtheorie nicht erst recht unhaltbar?

Freilich, es könnte jemand sagen, daß er mit dem Erkennen nichts anderes als ein Abbild der Dinge erreichen wolle: die Wissenschaft habe die Welt zu „beschreiben“, so wie sie wirklich ist, und was nicht eine mit der Wirklichkeit genau übereinstimmende Beschreibung sei, das habe überhaupt keinen wissenschaftlichen Wert. Gegen die Kundgebung solchen Wollens läßt sich natürlich nicht viel sagen, aber man kann doch die Frage aufwerfen, ob die Ausführung dieses Willens auch möglich ist. Man versuche nur einmal, die Wirklichkeit genau zu „beschreiben“, und sie mit allen ihren Einzelheiten, „so wie sie ist“, in Begriffe aufzunehmen, um dadurch ein Abbild von ihr zu bekommen, und man wird wohl bald die Sinnlosigkeit eines solchen Unternehmens einsehen. Die empirische Wirklichkeit nämlich erweist sich als eine für uns unübersehbare Mannigfaltigkeit, die immer größer zu werden scheint, je mehr wir uns in sie vertiefen und sie in ihre Einzelheiten aufzulösen beginnen, denn auch das „kleinste“ Stück enthält mehr, als irgend ein endlicher Mensch zu beschreiben vermag, ja, was er davon in seine Begriffe und damit in seine Erkenntnis aufnehmen kann, ist geradezu verschwindend

gering gegen das, was er beiseite lassen muß[1]. Hätten wir diese Wirklichkeit mit Begriffen abzubilden, so ständen wir als Erkennende vor einer prinzipiell unlösbaren Aufgabe, und so wird es denn, wenn irgend etwas, das bisher geleistet ist, überhaupt den Anspruch machen darf, Erkenntnis zu sein, auch für den immanenten Wahrheitsbegriff wohl dabei bleiben müssen, daß Erkennen nicht Abbilden sondern Umbilden, und zwar, wie wir hinzufügen können, im Vergleich zum Wirklichen selbst, immer Vereinfachen ist.

Für unsern Zusammenhang könnte es vielleicht bei dieser eben so schlichten wie unwiderleglichen Zurückweisung der Ansicht, daß die Wissenschaft ein Abbild der Wirklichkeit zu geben hat, sein Bewenden haben. Aber da die Unmöglichkeit, die Wirklichkeit, „so wie sie ist", in Begriffe aufzunehmen, zur Behauptung der „Irrationalität" der empirischen Wirklichkeit führt, und weil dieser Gedanke auf entschiedenen Widerspruch gestoßen ist, so will ich hierüber noch einiges hinzufügen und besonders sagen, in welchem Sinne die Wirklichkeit irrational und in welchem Sinne sie rational genannt werden darf.

Achten wir auf irgend ein beliebiges, uns unmittelbar gegebenes Sein oder Geschehen, so können wir uns leicht zum Bewußtsein bringen, daß wir darin nirgends scharfe und absolute Grenzen sondern durchweg allmähliche Uebergänge finden. Es hängt dies mit der Anschaulichkeit jeder gegebenen Wirklichkeit zusammen. Die Natur macht keine Sprünge. Alles fließt. Das sind alte Sätze, und sie gelten in der Tat vom physischen Sein und seinen Eigenschaften ebenso wie vom psychischen, also von allem

[1] In meinem Buch über: Die Grenzen usw. 2. Aufl. S. 30 ff., habe ich diesen zuerst vielleicht etwa paradox erscheinenden Gedanken ausführlich zu begründen versucht.

realen Sein, das wir kennen. Jedes räumlich ausgebreitete oder eine Zeitstrecke erfüllende Gebilde trägt diesen Charakter der Stetigkeit. Dies können wir kurz als Satz der Kontinuität alles Wirklichen bezeichnen.

Dazu aber kommt noch etwas anderes. Kein Ding und kein Vorgang in der Welt gleicht dem andern vollkommen, sondern ist ihm nur mehr oder weniger ähnlich, und innerhalb jedes Dinges und jedes Vorganges unterscheidet sich wiederum jeder noch so kleine Teil von jedem beliebigen räumlich und zeitlich noch so nahen oder noch so fernen. Jede Realität zeigt also, wie man auch sagen kann, ein besonderes, eigenartiges, individuelles Gepräge. Es dürfte wenigstens niemand behaupten wollen, daß er jemals auf etwas absolut Homogenes in der Wirklichkeit gestoßen wäre. Alles ist anders. Dies können wir als Satz der Heterogeneität alles Wirklichen formulieren.

Selbstverständlich gilt nun dieser Satz auch von den allmählichen kontinuierlichen Uebergängen, die jede Wirklichkeit zeigt, und gerade dies ist wichtig für die Frage nach der Begreiflichkeit der Realität. Wohin wir den Blick richten, finden wir eine stetige Andersartigkeit, und diese Vereinigung von Heterogeneität und Kontinuität ist es, die der Wirklichkeit jenes eigentümliche Gepräge der „Irrationalität" aufdrückt, d. h. weil sie in jedem ihrer Teile ein heterogenes Kontinuum ist, kann sie so, wie sie ist, in Begriffe nicht aufgenommen werden. Stellt man daher der Wissenschaft die Aufgabe einer genauen Reproduktion des Wirklichen, so tritt nur die Ohnmacht des Begriffes zutage, und ein absoluter Skeptizismus ist das einzige konsequente Ergebnis, wo die Abbildtheorie die Wissenschaftslehre beherrscht[1].

[1] Ich bemerke ausdrücklich, daß ich nicht von einer „Unendlich-

Man darf also dem wissenschaftlichen Begriff eine solche Aufgabe nicht stellen, sondern muß fragen, wie er *Macht über das Wirkliche* bekommt, und auch die Antwort hierauf liegt nahe. Nur durch eine *begriffliche Trennung von Andersartigkeit und Stetigkeit* kann die Wirklichkeit „rational" werden. Das Kontinuum läßt sich begrifflich beherrschen, sobald es *homogen* ist, und das Heterogene wird begreiflich, wenn wir darin Einschnitte machen können, also sein Kontinuum in ein *Diskretum* verwandeln. Damit eröffnen sich für die Wissenschaft sogar *zwei* einander geradezu entgegengesetzte Wege der Begriffsbildung. Wir formen das in jeder Wirklichkeit steckende heterogene Kontinuum zu einem *homogenen Kontinuum* oder zu einem *heterogenen Diskretum* um. Insofern als dies *möglich* ist, kann dann die Wirklichkeit auch selbst *rational* genannt werden. Irrational bleibt sie nur für die Erkenntnis, die sie abbilden will, *ohne* sie umzuformen.

Den ersten Weg, der mit einer Beseitigung der Heterogeneität beginnt, geht die *Mathematik*. Zum Teil kommt sie sogar zu einem homogenen Diskretum, wie es z. B. in der Reihe der einfachen Zahlen vorliegt, aber sie kann auch das Kontinuum begrifflich beherrschen, sobald sie es homogen denkt, und sie feiert dadurch ihre höchsten Triumphe. Ihre „Apriorität" dürfte an die Homogeneität

keit" des Wirklichen rede, denn man könnte sagen, daß damit schon eine begriffliche Umformung des Unmittelbaren vollzogen werde. Es kommt nur darauf an, die faktische *Unübersehbarkeit* der unmittelbar gegebenen Realität zum Bewußtsein zu bringen und die Gründe zu zeigen, auf denen sie beruht. Selbstverständlich kann auch das nur mit Hilfe von Begriffen geschehen, denn ohne sie läßt sich überhaupt nichts aussagen, was verständlich ist. Aber die Begriffe sollen hier nur Begriffe vom *Unbegreiflichen* sein, d. h. klar stellen, was nie begriffen werden kann.

ihrer Gebilde gebunden sein. Ein „Vorurteil" über noch nicht Beobachtetes oder Erfahrenes ist möglich, wo man sicher sein kann, nie auf etwas prinzipiell *Neues* zu stoßen [1]. Vom Standpunkte einer Wissenschaft jedoch, die die *Wirklichkeit* erkennen will, sind diese Triumphe teuer erkauft. Die homogenen Gebilde, von denen die Mathematik redet, haben überhaupt kein „reales" Sein mehr, sondern gehören in eine Sphäre, die man nur als die eines „idealen" Seins bezeichnen kann, wenn man von ihnen sagen will, daß sie sind. Die Welt der homogenen Kontinua ist für die Mathematik die Welt der *reinen Quantitäten*, und sie ist aus diesem Grunde absolut „unwirklich", denn wir kennen nur *qualitativ* bestimmte Wirklichkeiten.

Will man also die Qualitäten und mit ihnen die *Wirklichkeit* festhalten, so muß man bei ihrer Heterogeneität bleiben, dann aber in ihrem Kontinuum Einschnitte machen. Auch hierbei geht von der Wirklichkeit alles verloren, was zwischen den durch die Begriffe gezogenen Grenzen liegt, und das ist nicht wenig. Denn auch wenn wir die Grenzen noch so nah aneinander legen, so fließt doch immer die Wirklichkeit selbst mit ihrer kontinuierlichen und daher unerschöpflichen Andersartigkeit zwischen ihnen unbegriffen hindurch. Wir können also mit den Begriffen nur Brücken über den Strom der Realität schlagen, mögen die einzelnen Brückenbogen auch noch so klein sein. Daran wird *keine* Wissenschaft etwas ändern. Trotzdem liegt der Gehalt der so entstehenden Begriffe der Wirklichkeit selbst prinzipiell *näher* als das Homogene und rein Quantitative, wie hier nicht weiter verfolgt zu

[1] Vgl. hierzu meine Abhandlung: Das Eine, die Einheit und die Eins. Bemerkungen zur Logik des Zahlbegriffes. 1911. Logos, II, S. 26 ff.

werden braucht, da wir uns auf die Wissenschaften beschränken, die Begriffe von realen Objekten bilden wollen. Nur auf diese ist der Unterschied von Naturwissenschaft und Kulturwissenschaft überhaupt anwendbar. Die Wissenschaften vom idealen Sein, wie die Mathematik, gehören weder zu den einen noch zu den andern.

Für unsere Zwecke wird der Nachweis, daß die Wirklichkeit, „so wie sie ist", in keinen Begriff eingeht, wohl genügen. Nur bei einer einzigen Wissenschaft kann der Schein entstehen, daß sie trotzdem die Wirklichkeit restlos begreift, und das ist aus naheliegenden Gründen die mathematische Physik. An sie hat daher der moderne Rationalismus, der das Wirkliche für völlig begreiflich hält, hauptsächlich angeknüpft. Die Physik hat es nämlich zweifellos mit realem Sein zu tun, aber es sieht trotzdem so aus, als werde durch die Anwendung der Mathematik das Diskretum, in welches sie die heterogene Wirklichkeit zerlegen muß, wieder in ein stetiges Gebilde zurückverwandelt, und als sei daher das heterogene Kontinuum der Wirklichkeit selbst in die Begriffe aufgenommen[1]. Doch wir lassen diesen einzigartigen Fall zunächst beiseite und fassen nur die andern Wissenschaften von der Wirklichkeit ins Auge. Sie müssen sich unter allen Umständen auf einen relativ kleinen Teil des Wirklichen beschränken, und ihre Erkenntnis kann daher nur eine Vereinfachung, niemals aber ein Abbild sein.

Hieraus ergibt sich dann eine für die Methodenlehre entscheidende Einsicht. Die Wissenschaften bedürfen, falls ihr umbildendes Verfahren nicht willkürlich sein soll, eines „a priori", oder eines „Vorurteils", dessen sie sich bei der Abgrenzung der Wirklichkeiten gegeneinander oder bei der Verwandlung des heterogenen Kontinuums in

[1] Daß auch dies eine Täuschung ist, werden wir später sehen.

ein Diskretum bedienen können, d. h. sie brauchen ein Prinzip der Auswahl, mit Rücksicht auf das sie im gegebenen Stoffe, wie man sich ausdrückt, das Wesentliche vom Unwesentlichen scheiden. Dieses Prinzip trägt dem Inhalt der Wirklichkeit gegenüber einen formalen Charakter, und so wird der Begriff der wissenschaftlichen „Form" klar. Nur im Inbegriff des Wesentlichen, nicht in einem Abbilde der Wirklichkeit haben wir die Erkenntnis nach der formalen Seite hin. Diesen Inbegriff, den wir mit Hilfe des formalen Prinzips aus der Wirklichkeit herauslösen, können wir auch das „Wesen" der Dinge nennen, falls das Wort überhaupt einen für die empirischen Wissenschaften bedeutsamen Sinn bekommen soll.

Verhält sich dies aber so, dann wird die Methodenlehre die Aufgabe haben, die bei der Wesensbildung maßgebenden Gesichtspunkte, von denen der Mann der Einzelwissenschaft, oft ohne es zu wissen, bei seiner Darstellung abhängt, ihrem formalen Charakter nach zum ausdrücklichen Bewußtsein zu bringen, und auf das Ergebnis dieser Untersuchung kommt für uns hier alles an. Denn von der Art, wie Einschnitte in den Fluß der Wirklichkeit gemacht und die wesentlichen Bestandteile ausgewählt werden, ist offenbar der Charakter der wissenschaftlichen Methode abhängig, und die Entscheidung der Frage, ob zwischen zwei Gruppen von Wissenschaften, die das Wirkliche darstellen, auch mit Rücksicht auf ihre Methode prinzipielle Unterschiede bestehen, fällt dann mit der Entscheidung darüber zusammen, ob es zwei auch in ihrem allgemeinsten formalen Charakter voneinander prinzipiell verschiedene Gesichtspunkte gibt, nach denen die Wissenschaften in der Wirklichkeit das Wesentliche vom Unwesentlichen absondern und so den an-

schaulichen Inhalt der Wirklichkeit in die Form des Begriffs bringen.

Nur ein Wort sei noch, ehe wir diese Frage zu beantworten suchen, über die Verwendung des Ausdruckes „Begriff“ hinzugefügt. Wir verstehen hier, unserer Problemstellung entsprechend, darunter Produkte der Wissenschaft, und dagegen werden sich Bedenken nicht erheben lassen. Zugleich nennen wir jedoch auch den Inbegriff alles dessen, was die Wissenschaft von einer Wirklichkeit in sich aufnimmt, um sie zu begreifen, den „Begriff“ dieser Wirklichkeit, so daß wir also zwischen dem Inhalte einer wissenschaftlichen Darstellung überhaupt und dem Inhalte des Begriffs keinen Unterschied machen, und das kann man als Willkür bezeichnen. Diese Willkür wäre aber nur dann ungerechtfertigt, wenn es hier eine feste Tradition in der Terminologie gäbe. Sie fehlt bekanntlich gerade mit Rücksicht auf das Wort Begriff vollkommen. Man verwendet den Ausdruck sowohl für die „letzten“, d. h. nicht weiter auflösbaren „Elemente“ der wissenschaftlichen Urteile als auch für höchst komplizierte Gebilde, in denen viele solche Elemente zusammengestellt sind. Das undefinierbare „Blau“ oder „Süß“, das Inhalte der unmittelbaren Wahrnehmung bedeutet, wird als Begriff bezeichnet, und ebenso spricht man vom Begriff der Gravitation, der mit dem Gravitationsgesetz identisch ist. Wir wollen hier, weil dieser Unterschied für die Methodenlehre wichtig ist, die „einfachen“ Begriffe, die man nicht definieren kann, als Begriffselemente von den eigentlichen wissenschaftlichen Begriffen trennen, die Komplexe solcher Elemente sind und erst durch die wissenschaftliche Arbeit entstehen. Dann läßt sich eine prinzipielle Grenze zwischen „Begriff“ und „Darstellung mit Begriffen“ offenbar nicht mehr ziehen, und dann ist es

also nur konsequent und garnicht willkürlich, wenn wir auch den Begriffskomplex, der die wissenschaftliche Erkenntnis einer Wirklichkeit enthält, als „Begriff“ dieser Wirklichkeit bezeichnen. Wir brauchen durchaus einen gemeinsamen Terminus für alle die Gebilde, die das enthalten, was die Wissenschaft aus der anschaulichen Wirklichkeit in ihre Gedanken aufnimmt, und um diesen Gegensatz zur Anschauung zu bezeichnen, ist gerade das Wort Begriff sehr geeignet.

Wissenschaftliche Begriffe können also entweder Komplexe von nicht definierbaren Begriffselementen oder auch Komplexe von definierten wissenschaftlichen Begriffen sein, die im Vergleich zu dem komplizierteren Begriff, den sie bilden, dann als dessen Elemente zu gelten haben. Das formale Prinzip der Begriffsbildung für ein Objekt, das erkannt werden soll, kommt unter dieser Voraussetzung nur in der Art der Zusammenstellung der Begriffselemente oder der Begriffe zu dem Begriff des betreffenden Objektes zum Ausdruck, nicht schon in den Begriffselementen selbst, und dies Prinzip muß mit dem der wissenschaftlichen Darstellung dieses Objektes zusammenfallen. So allein gewinnen wir eine Problemstellung, welche eine Vergleichung der verschiedenen Methoden mit Rücksicht auf ihre formale Struktur ermöglicht. In der Begriffsbildung, durch welche die Wirklichkeit in die Wissenschaft aufgenommen wird, muß der für die Methode der Wissenschaft maßgebende formale Charakter stecken, und daher haben wir, um die Methode einer Wissenschaft zu verstehen, die Prinzipien ihrer Begriffsbildung kennen zu lernen. So ist unsere Terminologie verständlich und zugleich auch gerechtfertigt. Wenn erkennen so viel wie begreifen ist, dann steckt das Ergebnis der Erkenntnis im Begriff.

Hiermit sind wohl die Bedenken erledigt, die man gegen diese Verwendung des Ausdrucks Begriff erhoben hat[1]. Daß es sich um mehr als eine terminologische Frage handelt, ist nicht zutreffend. Unter Begriffs b i l d u n g ist stets die Zusammenfügung von Elementen zu verstehen, gleichviel ob diese Elemente selbst schon Begriffe sind oder nicht. Nur die Prinzipien d i e s e r Begriffsbildung gilt es, aufzuzeigen, denn darin allein, nicht in den als „Elementen" verwendeten Begriffen, k ö n n e n die wesentlichen logischen Unterschiede zutage treten. Will man die Verwendung von Begriffen zur Bildung neuer Begriffe „Darstellung" nennen und daher nur Unterschiede in der „Methode" aber nicht in der „Begriffsbildung" zugeben, dann darf man vom „Begriff" der Gravitation ebensowenig reden wie vom „Begriff" der italienischen Renaissance. Hier jedenfalls kommt es nur darauf an, welches Prinzip die Bestandteile oder Elemente eines wissenschaftlichen Begriffes zusammenschließt.

VI.

Die naturwissenschaftliche Methode.

Für die herkömmliche Ansicht besteht nun das Wesen aller wissenschaftlichen Begriffsbildung oder Darstellung in erster Linie darin, daß man die Bildung a l l g e m e i n e r Begriffe anstrebt, unter welche die verschiedenen Einzelgestaltungen sich als „Exemplare" unterordnen lassen. Das Wesentliche in den Dingen und Vorgängen ist dann das, was sie mit den unter denselben Begriff fallenden Objekten gemeinsam haben, und alles rein I n d i v i d u e l l e geht als „unwesentlich" nicht mit in die Wissenschaft ein.

[1] Vergl. M. F r i s c h e i s e n - K ö h l e r, Einige Bemerkungen zu Rickerts Geschichtslogik. Philosophische Wochenschrift und Literaturzeitung, 1907, Bd. 8.

Schon die vorwissenschaftlichen Wortbedeutungen, mit denen wir arbeiten, sind ja, von Eigennamen abgesehen, alle mehr oder weniger allgemein, und die Wissenschaft kann gewissermaßen als eine Art Fortsetzung und bewußte Ausbildung eines ohne unser Zutun begonnenen Begreifens der Wirklichkeit angesehen werden. Die Begriffe werden dann entweder durch Vergleichung e m p i r i s c h g e g e b e n e r Objekte gewonnen, oder sie können auch eine so umfassende Allgemeinheit erreichen, daß sie weit über das unmittelbar Erfahrbare h i n a u s g e h e n. Wie das möglich ist, kümmert uns hier nicht. Es genügt zu sagen, daß in diesem Falle der Begriffsinhalt aus sogenannten G e s e t z e n besteht, d. h. u n b e d i n g t allgemeinen Urteilen über mehr oder minder umfassende Gebiete der Wirklichkeit, die niemand in ihrer Totalität beobachtet hat. Die Begriffe sind also zwar bald von größerer, bald von geringerer Allgemeinheit, stehen daher auch dem Besonderen und Individuellen m e h r oder w e n i g e r fern und können ihm bisweilen so nahe kommen, daß nur ein kleiner Kreis von Objekten unter sie fällt, aber a l l g e m e i n in dem Sinne, daß sie alles, was eine Wirklichkeit zu d i e s e r einen einmaligen und besonderen Wirklichkeit macht, fortlassen, sind sie immer. Die Wissenschaft steht dann nicht nur durch ihre Begrifflichkeit zur A n s c h a u l i c h k e i t, sondern auch durch ihre Allgemeinheit zur I n d i v i d u a l i t ä t der Wirklichkeit in K o n t r a s t.

Schon in der aristotelischen Logik, von der fast alle logischen Untersuchungen in diesem Punkte bis auf den heutigen Tag abhängig sind. wird die wissenschaftliche Begriffsbildung in der angegebenen Weise, und zwar n u r so aufgefaßt, und so sehr sich auch der moderne G e s e t z e s b e g r i f f von dem antiken G a t t u n g s b e g r i f f unterscheiden mag, so scheint doch dies heute wie früher

zu gelten: es gibt keine Wissenschaft vom Einmaligen und Besonderen, die es mit Rücksicht auf seine Einmaligkeit und Besonderheit darstellt. Es gilt vielmehr, alle Objekte allgemeinen Begriffen, womöglich Gesetzesbegriffen, unterzuordnen.

Ist durch diese Art der Begriffsbildung wirklich der formale Charakter aller Wissenschaft bestimmt?

Die Frage müßte bejaht werden, wenn man unter Begriff nur die „Elemente“ verstehen wollte, aus denen die Wissenschaft ihre Begriffe bildet, und wenn man ferner annähme, daß aus allgemeinen Elementen sich nur allgemeine Begriffe bilden lassen. Die letzten Elemente der wissenschaftlichen Begriffe sind nämlich unter allen Umständen allgemein, und einen Begriff kann man schon deswegen nur aus allgemeinen Elementen bilden, weil die Worte, deren die Wissenschaft sich bedient, um allen verständlich zu sein, allgemeine Bedeutungen haben müssen. In bezug auf die Begriffselemente können also keine formalen Unterschiede in den Methoden der Wissenschaften bestehen. Die Frage darf vielmehr nur lauten, ob auch die wissenschaftlichen Begriffe, welche aus diesen allgemeinen Elementen gebildet werden, stets allgemein sind, und so lange wir nur die naturwissenschaftliche Methode in Betracht ziehen, ist auch diese Frage zu bejahen. Nur müssen wir das Wort „Natur“ dann im Kantischen, also formalen oder logischen Sinne nehmen und nicht auf die Körperwelt beschränken. Die Natur erkennen heißt unter dieser Voraussetzung in der Tat, aus allgemeinen Elementen allgemeine Begriffe bilden und, wenn möglich, unbedingt allgemeine Urteile über die Wirklichkeit fällen, d. h. Begriffe von Naturgesetzen entdecken, deren logisches Wesen es einschließt, daß sie nichts

von dem enthalten, was sich nur an diesem oder jenem einmaligen und individuellen Vorgang findet.

Höchstens dann könnte man bestreiten, daß die Naturwissenschaft so verfährt, wenn man den Begriff des Allgemeinen zu eng faßt oder nur an eine besondere Art der Verallgemeinerung denkt. Weil das geschehen ist und dadurch die sonderbarsten Mißverständnisse der hier entwickelten Gedanken entstanden sind, will ich auf die „Allgemeinheit“ der naturwissenschaftlichen Begriffe noch mit ein paar Worten eingehen.

Wir nennen jeden Begriff allgemein, in dem nichts von der Besonderheit und Individualität dieser oder jener bestimmten einmaligen Wirklichkeit enthalten ist, und wir berücksichtigen dabei nicht die Unterschiede in den Prozessen, durch welche allgemeine Begriffe zustande kommen. Ebensowenig fragen wir danach, ob wir es mit Begriffen von Relationen oder von Dingen zu tun haben, so wichtig diese Unterschiede für die Logik auch sonst sein mögen. Wir müssen hier einen ganz allgemeinen Begriff vom allgemeinen Begriff zugrunde legen, weil es nur darauf ankommt, das aller Naturwissenschaft Gemeinsame zum Bewußtsein zu bringen. Man darf also nicht etwa nur an die Begriffsbildung denken, die als „vergleichende Abstraktion“ das einer gegebenen Mehrheit von Exemplaren Gemeinsame zusammenfaßt. Diese klassifikatorische Form ist in der Tat nur auf einen Teil der Naturwissenschaften beschränkt, wie zu bestreiten niemand einfallen kann. Es gibt noch andere Arten, zu allgemeinen Begriffen zu kommen. So ist z. B. die Naturwissenschaft durch das Experiment in der Lage, an einem einzigen Objekt den Begriff, ja eventuell das Gesetz, zu finden, das sie sucht, und man kann diese Abstraktion als „isolierende“ von der vergleichenden scheiden. Doch würde

auch sie ihr Ziel vollkommen verfehlt zu haben glauben, wenn der an dem einen Objekt gebildete Begriff nur für dieses eine Objekt gültig wäre, und deswegen kommen diese Unterschiede hier nicht in Betracht. Der Begriff oder das Gesetz soll stets für eine beliebig große Anzahl von Objekten gelten, also durchaus allgemein sein.

Selbstverständlich schließt ferner die verallgemeinernde naturwissenschaftliche Erkenntnis eines Objektes keine noch so weitgehende Versenkung in die Einzelheiten und das Detail aus. Denkt man nur an die Zusammenfassung des Gemeinsamen aus einer Mehrheit gegebener Wirklichkeiten, so könnte der Schein erweckt werden, als nähme die Naturwissenschaft, die das Individuelle wegläßt, in ihre Begriffe weniger von den Dingen auf, als wir bereits von ihnen wissen, oder als bedeute das Verallgemeinern geradezu eine „Flucht vor der Wirklichkeit“. So ist der Satz, daß die Wissenschaft die Wirklichkeit zu vereinfachen habe, nicht zu verstehen. Jede Wissenschaft sucht vielmehr in die Wirklichkeit tiefer einzudringen und mehr von ihr zum ausdrücklichen Bewußtsein zu bringen, als bereits bekannt ist. Das sollte man nicht ausdrücklich zu sagen brauchen. Die Verallgemeinerung darf daher auch nicht zur „Analyse“ in einen Gegensatz gebracht werden. Nur das ist gemeint, daß keine noch so eingehende Analyse die inhaltliche Mannigfaltigkeit des Wirklichen zu erschöpfen vermag, und daß die Naturwissenschaft außerdem in der abschließenden Darstellung der Ergebnisse ihrer Analyse alles das unberücksichtigt läßt, was allein an diesem oder jenem besonderen Objekte sich findet, daß sie also auch auf dem Wege der Analyse eines einzelnen Falles stets zu allgemeinen Begriffen kommt [1].

[1] Ich muß dies Riehl und besonders Frischeisen-Köhler gegenüber hervorheben, der meine „Grenzen der naturwissenschaft-

Gewiß braucht ferner die Naturwissenschaft sich nicht mit einem allgemeinen Begriff zu begnügen, um ihr Objekt zu erkennen. Sie wendet sich oft auch dem für den einen Begriff unwesentlichen „Rest“ zu, um ihn unter neue Begriffe zu bringen, und wenn dies geschehen ist, kann sie wiederum das Bedürfnis haben, den bei der zweiten Analyse verbleibenden Rest einer dritten Untersuchung zu unterwerfen. Unter formalen Gesichtspunkten läßt sich nicht angeben, wie weit sie in die inhaltliche Mannigfaltigkeit des Wirklichen eindringen muß, um die Begriffsbildung zu Ende zu führen, denn das hängt von den verschiedenen Zielen und Zwecken ab, welche die verschiedenen Teildisziplinen sich setzen. Aber mag mit Hilfe noch so vieler Begriffe die Analyse noch so weit getrieben und mögen noch so viel bisher unbekannte Einzelheiten der Wirklichkeit zutage gefördert werden, so kann die Naturwissenschaft hierbei erstens niemals alle Eigentümlichkeiten der untersuchten Objekte begrifflich darstellen, weil deren Menge in jedem heterogenen Kontinuum unerschöpflich ist, und zweitens wird sie selbst bei der detailliertesten Kenntnis durch eine noch so große Fülle von Begriffsbildungen stets das nur einem einzigen Objekt An-

lichen Begriffsbildung“ in mehreren ebenso betitelten Abhandlungen (Archiv für systematische Philosophie, Bd. 12 und 13) und in seinem Buche: Wissenschaft und Wirklichkeit, 1912 einer sehr eingehenden Kritik unterzogen hat. Daß er mir zutraut, ich hätte die Naturwissenschaft allen Ernstes einer „Flucht vor der Wirklichkeit“ gleichgesetzt, wundert mich etwas, denn seine Ausführungen sind im übrigen streng sachlich, und ich erkenne ihren Scharfsinn gerne an. Selbst seine Mißverständnisse sind mir zum Teil lehrreich gewesen, denn sie haben mich darauf aufmerksam gemacht, daß ich in einigen Punkten auch für einen aufmerksamen Leser nicht ausführlich genug gewesen bin. Im folgenden nehme ich daher noch einigemal auf seine Kritik bezug, soweit das mit dem Charakter dieser Schrift vereinbar ist, die allzu eingehende logische Spezialuntersuchungen meidet. Vgl. auch meine Grenzen usw., 2. Aufl. S. 188 ff.

haftende als *unwesentlich* betrachten, so daß daher auch die Kombination sämtlicher an individuellen Wirklichkeiten gebildeter naturwissenschaftlicher Begriffe niemals die *Besonderheit* und *Individualität* auch nur eines einzigen realen Objektes wiederzugeben vermag. Wer das Gegenteil glaubt, muß mit Plato das Allgemeine für das Wirkliche halten und im Besonderen und Individuellen nur einen *Komplex von Allgemeinheiten* erblicken. Dieser Begriffsrealismus gilt aber heute für überwunden. Das *Wirkliche* haben wir im *Besonderen* und *Individuellen*, und niemals läßt es sich aus allgemeinen Elementen aufbauen.

So entsteht zwischen dem Inhalt der Begriffe und dem der Wirklichkeit eine *Kluft*, die so groß ist wie die Kluft zwischen dem Allgemeinen und dem Besonderen, und die sich nicht überbrücken läßt. Daß wir trotzdem die Ergebnisse der Naturwissenschaft auf die Wirklichkeit *anwenden*, d. h. uns mit ihrer Hilfe in unserer Umgebung zu orientieren, sie zu berechnen, ja durch die Technik zu beherrschen imstande sind, darf nicht wundernehmen oder gar als Einwand gegen unsere Ansicht gelten[1]. Diese Anwendung erstreckt sich niemals auf das Individuelle und Besondere selbst. Nur das *Allgemeine* am Wirklichen können wir *vorhersagen*, und gerade dadurch vermögen wir uns in ihm zurechtzufinden. Wäre die Welt nicht generalisierend *vereinfacht*, so würde ihre Berechnung und Beherrschung nie gelingen. Die unübersehbare Mannigfaltigkeit des Individuellen und Besonderen *verwirrt* uns, solange sie nicht durch die generalisierende Begriffsbildung überwunden ist. Mit einem Begriff von *individuellem* Inhalt kämen wir niemals über diese

[1] Vergl. dagegen: *Frischeisen-Köhler*, Wissenschaft und Wirklichkeit, S. 158 f.

eine Stelle hinaus zu andern Orten und zu andern Zeiten. Also gerade die Allgemeinheit des naturwissenschaftlichen Begriffes und die Kluft zwischen ihm und dem einmaligen Wirklichen ist die notwendige *Vorbedingung* auch für seine *praktische* Verwendung. Beruft sich doch der „Pragmatismus" ebenfalls auf die begriffliche Vereinfachung, um zu zeigen, daß das wissenschaftliche Denken *nur* im Dienste praktischer Interessen steht. So verkehrt der Utilitarismus, der hierin steckt, auch sein mag, so bleibt es doch richtig, daß falls der Inhalt des Begriffs mit dem Individuellen übereinstimmte, wir ihn weder zum Aufbau naturwissenschaftlicher Theorien noch im praktischen Leben gebrauchen könnten.

Uebersehen kann man die Kluft zwischen der Naturwissenschaft und dem Wirklichen nur, wenn man auf dessen Individualität nicht *achtet*. Wer einmal versucht, naturwissenschaftliche Begriffe auf das Individuelle selbst anzuwenden, muß bald auf eine *Grenze* stoßen, die unüberwindlich ist. Gewiß stellt der Arzt auf Grund naturwissenschaftlicher Kenntnisse die Diagnose und dient dadurch eventuell seinem individuellen Patienten. Er kann den besonderen Fall dem allgemeinen Krankheitsbegriff *unterordnen* und infolgedessen das tun, wovon er weiß, daß es im *Allgemeinen* zu helfen pflegt. Er braucht also notwendig die *Generalisation*. Gerade dem klugen Arzte aber ist es andererseits nur zu wohl bekannt, daß es in Wirklichkeit keine „Krankheiten", sondern lediglich *kranke Individuen* gibt, und daß er bei seiner Tätigkeit daher oft mit dem, was in naturwissenschaftlichen Büchern steht, *allein* nicht auskommt. Er muß auch zu *individualisieren* verstehen, und das kann die Naturwissenschaft ihn nie lehren. Kurz, es zeigt sowohl die Möglichkeit einer Anwendung der naturwissenschaftlichen

Begriffe auf das wirkliche Leben als auch die Grenze, die ihrer Verwertung gesteckt ist, von neuem die Eigenart der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung als eines generalisierenden Verfahrens. Die Naturwissenschaft bringt, um einen glücklichen Vergleich von Bergson zu gebrauchen, nur Konfektionskleider zustande, die Paul ebensogut wie Peter passen, weil sie die Gestalt keines von beiden nachzeichnen. Wollte sie „nach Maß arbeiten", so müßte sie für jeden Gegenstand, den sie studiert, eine neue Arbeit liefern. Das aber widerstreitet ihrem Wesen als Naturwissenschaft. Sie bleibt beim Individuellen nur so lange, bis sie an ihm das Allgemeine gefunden hat, dem es sich unterordnen läßt. Insofern muß man sagen, daß die Wirklichkeit in ihrer Besonderheit die Grenze für jede naturwissenschaftliche Begriffsbildung ist.

Auch der Umstand, daß es bisweilen nur ein einziges Exemplar faktisch gibt, an dem die Naturwissenschaft ihre Begriffe bilden kann, darf uns nicht darüber täuschen, daß diese Begriffe, mit einer einzigen sogleich zu erwähnenden Ausnahme, nicht den Sinn haben können, nur für dieses eine Exemplar zu gelten. In diesen Fällen ist es nämlich mit Rücksicht auf die logische Struktur des naturwissenschaftlichen Begriffes sozusagen „zufällig", daß sein empirischer Umfang nur aus einem Exemplar besteht, denn der Begriffsinhalt bleibt trotzdem auf beliebig viele Exemplare anwendbar, ist also ein allgemeiner Gattungsbegriff. Zu den Zeiten z. B., als man vom „Urvogel" nur eine Feder kannte, war diese doch in erster Linie für die Aufstellung einer Gattung bedeutsam, ebenso wie heute, seitdem man zwei Exemplare dieser Gattung gefunden hat; also der Begriff „Archäopteryx" war schon logisch allgemein, als sein empirischer Umfang noch nicht einmal

aus einem ganzen Exemplar bestand. Aus allen diesen Gründen können wir daher die naturwissenschaftliche Methode generalisierend nennen, um damit den formalen Begriff der Natur hervortreten zu lassen. Naturerkenntnis generalisiert. Darin besteht ihr logisches Wesen.

Eine Ausnahme bilden allerdings die einzelnen Weltkörper in einigen Teilen der Astronomie; doch würde eine genauere Untersuchung zeigen, daß auch diese Ausnahme die allgemeine Regel nicht aufheben kann, weil die Rolle, die hier das Einmalige als solches in einer Gesetzeswissenschaft spielt, durch ganz besondere Umstände bedingt und auf scharf abzugrenzende Gebiete beschränkt ist. Hier wird, wie in der Physik, wieder die Mathematik wesentlich, und davon wollen wir später sprechen.

Sehen wir vorläufig von diesen Fällen ab, so ergibt sich ferner auch, wie infolge dieser Art von Begriffsbildung die Gesamtheit der im logischen Sinne naturwissenschaftlichen oder generalisierenden Disziplinen sich gliedern und zu einem einheitlichen Ganzen mit gemeinsamen Zielen zusammenfassen läßt, zu dessen Realisierung jede besondere Wissenschaft auf ihrem Gebiete beiträgt.

Die Wirklichkeit zerfällt für die generalisierenden Wissenschaften zunächst in zwei Arten von Realitäten, in solche, die einen Raum erfüllen (wobei das Wort „erfüllen" zu betonen ist, denn bloß ausgedehnte „Körper" sind nicht wirklich), und solche, die dies nicht tun (wenn sie auch deswegen durchaus nicht überhaupt „unräumlich" zu denken sind), und die generalisierenden Spezialforschungen halten, falls wir von materialistischen Velleïtäten absehen, an der Trennung in physisches und psychisches Sein streng fest. Sie müssen es im

Interesse ihrer Begriffsbildung tun, wenn auch diese Scheidung des Ausgedehnten und des nicht Ausgedehnten in gewisser Hinsicht selbst erst das Produkt einer begrifflichen und zwar generalisierenden Abstraktion ist [1]. Sie können die zwei Arten von Objekten, deren Begriffe einander ausschließen, nicht in einem einheitlichen Begriffssystem unterbringen, sondern nur versuchen, die eine Reihe der andern eindeutig zuzuordnen, nachdem jede für sich generalisierend begriffen ist. Es gibt demnach für die generalisierenden Wissenschaften zwei getrennte Gebiete der Untersuchung, und dementsprechend müssen auch zwei Systeme von generalisierenden Einzelwissenschaften aufgestellt werden, von denen die einen körperliche, die andern seelische Wirklichkeiten behandeln. In ihrer logischen, also formalen Struktur aber gleichen die beiden Systeme einander durchaus, und jede Spezialuntersuchung körperlicher oder geistiger Vorgänge findet in ihnen ihren Platz.

Denken wir nämlich die Systeme vollendet, so gibt es in den Körperwissenschaften ebenso wie in der Psychologie je eine Theorie, die das enthält, was allen Körpern oder allen Seelen gemeinsam ist, die also mit den denkbar allgemeinsten Begriffen arbeitet, und es lassen sich dann die Wissenschaften gliedern, je nachdem ihre letzten Begriffe mehr oder weniger umfassend und allgemein sind. Innerhalb der betreffenden Gebiete ist je ein System von Begriffen oder Gesetzen zu gewinnen, das nur für dies relativ Besondere gilt, und zu dessen Bildung dann

[1] Das Körperliche läßt sich vom Seelischen auch noch in anderer Weise trennen, z. B. so, daß körperlich das genannt wird, was wir alle gemeinsam erleben, seelisch dagegen das, was jedes Individuum für sich allein hat. Von diesem Unterschied sehen wir hier jedoch ab und bemerken nur, daß er nicht mit dem im Text behandelten zusammenfällt.

die bis in das feinste Detail eindringenden Beobachtungen anzustellen sind, aber überall wird auch hier eine Auswahl des Wesentlichen mit Rücksicht auf einen im Vergleich zum rein Individuellen immer noch allgemeinen Begriff vorgenommen. Alle diese relativ besonderen Begriffsbildungen schließen sich ähnlich wie die platonische Begriffspyramide zu einem einheitlichen Ganzen zusammen, denn diese pyramidenartige logische Struktur ist unabhängig davon, ob es Gattungs- oder Gesetzesbegriffe, Ding- oder Relationsbegriffe sind, und die allgemeinste Theorie bestimmt in jedem System auch die Spezialarbeit insofern, als eine Einordnung des weniger Allgemeinen unter das Allgemeinste im Prinzip nicht ausgeschlossen sein darf.

Deshalb widerspricht es z. B. dem Sinne jeder generalisierenden Wissenschaft, ein prinzipiell nicht gesetzmäßiges Geschehen anzunehmen, und für die Körperwissenschaften haben sogar nur Begriffsbildungen Wert, die mit einer mechanischen Auffassung nicht prinzipiell unvereinbar sind, weshalb „vitalistische“ Theorien keine Problemlösungen sondern nur Problemverdunkelungen geben können, obwohl die Biologie ohne relativ besondere Begriffe nicht auskommt [1]. Die Psychologie hat es bisher zu einer allgemein anerkannten Theorie vom Seelenleben nicht gebracht und steht aus diesem Grunde hinter den Körperwissenschaften mit Rücksicht auf systematische Durchbildung noch weit zurück. Doch ist der Unterschied nicht prinzipiell sondern nur graduell, und wie sie im einzelnen sich auch logisch von den Körperwissenschaften unterscheiden mag, so verwendet sie doch jedenfalls eine generalisierende, also im logischen Sinne naturwissenschaftliche Methode.

[1] Vergl. hierzu: Richard Kroner, Zweck und Gesetz in der Biologie. Eine logische Untersuchung. 1913.

Selbstverständlich soll hiermit nicht einer unkritischen Uebertragung des in den Körperwissenschaften erprobten Verfahrens auf die Psychologie das Wort geredet werden. Im einzelnen hat jede wissenschaftliche Untersuchungsmethode sich nach den inhaltlichen Eigentümlichkeiten ihrer Objekte zu richten. Hier kommt es nur darauf an, ob diese Eigenarten eine derartige logische Bedeutung haben, daß sie eine generalisierende Begriffsbildung von der Art, wie die Naturwissenschaften sie vollziehen, ausschließen, und das dürfte aus dem Wesen des für sich betrachteten seelischen Lebens nicht zu folgern sein, wie ich an einem besonderen Punkte noch zeigen möchte.

Man hat oft auf den einheitlichen Zusammenhang hingewiesen, der das erlebte psychische Sein zum Unterschiede von der Körperwelt charakterisiert, und daraus Schlüsse auch auf die Methode seiner Darstellung gezogen. An der Tatsache einer solchen „Einheit" ist nicht zu zweifeln. Aber man wird doch genau angeben müssen, worin diese Einheit besteht, und dann, falls sie wirklich der naturwissenschaftlichen Methode einen Widerstand entgegensetzt, prüfen, ob dieser Widerstand auch dem Wesen des psychischen Seins entstammt oder nicht aus ganz anderen Faktoren herzuleiten ist, die entweder überhaupt nicht in eine empirische Wissenschaft gehören oder sich lediglich aus der Eigenart des seelischen Kulturlebens begreifen lassen.

Man kann z. B. von einer Einheit des „Bewußtseins" reden und sie der Vielheit der physischen Wirklichkeit entgegensetzen. Handelt es sich jedoch dabei um den erkenntnistheoretischen Begriff, so schließt diese bloß formale Einheit die psychische Mannigfaltigkeit nicht in prinzipiell anderer Weise zusammen als die physische, und diese Form kommt für die Methode der

Psychologie daher gar nicht in Betracht. Weil die psychologische Begriffsbildung sich ausschließlich auf den Inhalt der psychischen Wirklichkeiten bezieht, so kann die logische Einheit des Bewußtseins nie zu ihrem Objekt werden. Ja, mit dieser Form wird keine empirische Wissenschaft sich beschäftigen, weil sie zu den logischen Voraussetzungen jeder Empirie gehört.

Doch ist dies in der Tat nicht die einzige „Einheit", die das Seelenleben zeigt. Man kann noch auf einen andern „Zusammenhang" hinweisen, der es unmöglich macht, die psychischen Elemente in der Weise begrifflich zu isolieren wie die physischen, der eine Atomisierung des geistigen Seins ausschließt, und der daher prinzipiell wichtige logische Eigentümlichkeiten der Begriffsbildung bedingt. Doch auch dies ist noch nicht eindeutig. Die Einheit dieses Zusammenhanges kann nämlich entweder darauf beruhen, daß es nicht möglich ist, das Seelenleben ohne jede Rücksicht auf den Körper zu erforschen, zu dem es gehört, und daß dabei dieser Körper als Organismus in Betracht kommt, der seine Einheit auf das mit ihm verknüpfte psychische Sein überträgt. Oder die Einheit kommt daher, daß der Mensch Werte setzt, und daß sich mit Rücksicht auf diese Werte sein Seelenleben ebenfalls zu einer Einheit zusammenschließt. Diese beiden Arten des „Zusammenhanges" im Psychischen muß man sorgfältig auseinanderhalten, selbst wenn man annehmen sollte, daß die Auffassung eines Körpers als Organismus nur durch ein zwecksetzendes seelisches Wesen möglich ist, und daß die „organische" Einheit des Seelenlebens also nur durch Rückübertragung entsteht.

Im ersten Fall der organischen Einheit, in dem Werte keine Rolle spielen, bildet diese Einheit, mag sie nun vom Körper auf das Seelenleben übertragen sein oder im letzten Grunde aus dem Seelenleben selbst kommen,

zweifellos ein wichtiges Problem der Methodenlehre der Psychologie, das vielleicht noch zu wenig beachtet worden ist, und dessen Lösung in der Tat den Gedanken einer „Mechanik" oder Atomisierung des Seelenlebens in derselben Weise ausschließen könnte wie den einer reinen Mechanik der Organismen. Diese lassen sich zweifellos nie als bloße Mechanismen begreifen, denn sie würden damit aufhören, „Organismen" zu sein, und die Biologie wird daher stets besondere Prinzipien der Begriffsbildung zeigen, die sich nicht restlos auf die der rein physikalischen Betrachtung zurückführen lassen [1]. Dementsprechend könnte man dann sagen, daß eine der rein mechanischen Theorie analoge Auffassung vom Seelenleben unmöglich ist, und daß daher jeder psychische Vorgang nur im Zusammenhang mit der Einheit des Seelenganzen erforscht werden kann. Aber so richtig das auch sein mag, so schließt dies doch eine im logischen oder formalen Sinne naturwissenschaftliche Methode der Psychologie im Prinzip ebensowenig aus, wie die Organismen der naturwissenschaftlichen Behandlung entzogen sind, und diese „organische Einheit" des Seelenlebens wird daher für unsern Zusammenhang nicht von Bedeutung.

Erst wenn die Einheit mit Rücksicht auf Werte in Frage kommt, kann man vielleicht behaupten, daß die generalisierende Betrachtung diese Einheit zerstören muß, und daher die einheitliche Seele nicht nur naturwissenschaftlich untersucht werden darf, weil damit die Beziehung auf die Werte aufgehoben werden würde. Hierdurch aber ist in keiner Weise bewiesen, daß das seelische

[1] Vgl. Grenzen usw., besonders S. 456 ff., 2. Aufl. S. 405 ff. Auf den Begriff der wertfreien Teleologie kann ich hier nicht näher eingehen, und er ist auch für das Verständnis des folgenden nicht unentbehrlich.

Leben als solches sich gegen eine naturwissenschaftliche Auffassung sträubt, oder daß die naturwissenschaftlich unbegreifliche Einheit aus dem Wesen des Psychischen stammt, sondern nur, daß bestimmte Arten des Seelenlebens wegen der an ihnen haftenden Bedeutung sich generalisierend nicht erschöpfend behandeln lassen, und diese Möglichkeit soll garnicht bestritten werden. Hierin steckt vielmehr das Problem der Kulturwissenschaft. Doch können wir diese Frage erst dann behandeln, wenn wir die rein logischen und formalen Unterschiede der Methoden mit dem materialen Einteilungsprinzip von Natur und Kultur verbinden. Vorläufig kommt es nur darauf an, zu zeigen, daß die Wissenschaft, welche das seelische Leben lediglich mit Rücksicht darauf untersucht, daß es seelisch und nicht körperlich ist, keinen Grund hat, sich einer andern als der im logischen Sinne naturwissenschaftlichen Methode zu bedienen. Es bleibt daher dabei, daß jede Wirklichkeit, also auch die psychische, generalisierend als Natur aufgefaßt werden kann und folglich auch naturwissenschaftlich begriffen werden muß.

VII.

Natur und Geschichte.

Fassen wir nun aber den Begriff der Naturwissenschaft so weit, daß er mit dem einer generalisierenden Wissenschaft zusammenfällt, ist dann ein anderes als ein naturwissenschaftliches Verfahren überhaupt noch möglich? Die Wissenschaft bedarf, wie wir gesehen haben, für die Auswahl des Wesentlichen eines leitenden Prinzips. Die Zusammenfassung des Gemeinsamen durch empirische Vergleichung oder die Darstellung des Allgemeinen in der Form des Naturgesetzes liefert es ihr. Wenn nun sowohl körperliches als auch geistiges Geschehen in

dieser Weise erforscht werden kann und muß, und es ein drittes Gebiet des Wirklichen nicht gibt, was bleiben dann in *formaler* Hinsicht noch für wissenschaftliche Aufgaben übrig? Der Begriff der Wissenschaft scheint dann mit dem Begriffe der *Naturwissenschaft* im weitesten, formalen Sinne des Wortes zusammen zu fallen und *alle* Wissenschaft darauf ausgehen zu müssen, die allgemeinen Begriffe oder die Naturgesetze zu finden, unter denen ihre Objekte stehen. Man kann sich in gewisser Hinsicht für diese Meinung auf Aristoteles berufen. Nicht nur die Naturwissenschaft, sondern *die Wissenschaft überhaupt generalisiert*.

Und in der Tat, wer zwei Gruppen von Wissenschaften nach dem Gegensatz von *Natur* und *Geist* scheiden will, wird dieser Ansicht gegenüber keine durchschlagenden Argumente finden, so lange er unter „Geist" das Psychische versteht. Wo man versucht, aus den Eigenschaften des *seelischen* Lebens Gründe abzuleiten, welche seine Erforschung nach naturwissenschaftlicher Methode unmöglich machen sollen, hat man entweder höchstens logisch *sekundäre* Unterschiede finden können, welche die Aufstellung eines prinzipiellen formalen Gegensatzes zwischen Natur- und Geisteswissenschaften nicht rechtfertigen und den Begriff der Naturwissenschaft nicht im logischen Sinne nehmen, oder man hat mit *metaphysischen* Behauptungen operiert, die, auch wenn sie richtig sind, für die Methodenlehre nichts bedeuten. Das geistige Leben z. B. soll „frei" sein im Gegensatz zur kausal bedingten Natur, und daher lasse es sich nicht Gesetzen unterordnen, weil der Begriff der Gesetzmäßigkeit dem Begriffe der Freiheit widerspricht.

Mit solchen Behauptungen kann man in der *Wissenschaftslehre* nur Verwirrung stiften. Mill[1] hätte mit

[1] System der deduktiven und induktiven Logik. Deutsch von

Recht triumphiert, daß es nur Naturwissenschaft gibt, wenn es wirklich auf Freiheit oder kausale Notwendigkeit bei dieser Frage ankäme, denn auf Grund eines metaphysischen Freiheitsbegriffes wird man niemals dem Versuche wehren können, das empirisch gegebene Seelenleben in derselben Weise als gesetzmäßig darzustellen wie die Körperwelt, und vollends kann die Freiheit das empirisch generalisierende Verfahren nicht stören. Mag also die Psychologie im einzelnen sich noch so sehr von den Körperwissenschaften unterscheiden, so ist doch ihr letzter Zweck immer der, die besonderen und individuellen Vorgänge unter allgemeine Begriffe zu bringen und womöglich Gesetze zu suchen. Auch die Gesetze des *psychischen* Lebens müssen in logischer und formaler Hinsicht *Naturgesetze* sein. Die Psychologie ist also logisch betrachtet eine Naturwissenschaft, und zwar sowohl mit Rücksicht auf den Unterschied von Natur und Kultur, als auch mit Rücksicht auf ihre generalisierende Methode. Diese Fragen sind entschieden durch die Tatsache, daß die empirische Psychologie auf dem generalisierenden Wege der Naturwissenschaft allein bisher ihre Resultate gewonnen hat.

Soll es also noch eine von der naturwissenschaftlichen prinzipiell verschiedene Art der Begriffsbildung geben, so darf sie — das wird hier beim formalen Einteilungsprinzip ebenso deutlich wie beim materialen — nicht auf die Eigenschaften des geistigen oder psychischen Lebens sich aufbauen. Nur *die* Logik kann vielmehr hoffen, zu einem Verständnis der vorhandenen Wissenschaften zu kommen, die das Seelenleben der generalisierenden Naturwissenschaft ruhig überläßt, aber ebenso entschieden fragt, ob es nicht dennoch außer dem für die naturwissenschaftliche Methode

Schiel, 4. Aufl. 1877, Bd. 2, Buch 6: Von der Logik der Geisteswissenschaften.

maßgebenden Prinzip der generalisierenden Begriffsbildung noch einen zweiten, von diesem prinzipiell verschiedenen formalen Gesichtspunkt gibt, der in völlig anderer Weise Wesentliches vom Unwesentlichen scheidet, und wer nun seine logischen Theorien durch Beobachtung der wirklich vorhandenen Forschung zu kontrollieren sich bemüht, kann, wie mir scheint, zunächst die Tatsache eines in formaler Hinsicht andersartigen wissenschaftlichen Verfahrens garnicht übersehen. Paßt diese Tatsache in die traditionelle Logik nicht hinein — um so schlimmer für die Logik.

Es gibt Wissenschaften, die nicht auf die Aufstellung von Naturgesetzen, ja überhaupt nicht nur auf die Bildung allgemeiner Begriffe gerichtet sind, und das sind die historischen Wissenschaften im weitesten Sinne des Wortes. Sie wollen nicht nur „Konfektionskleider" machen, die Paul ebensogut wie Peter passen, d. h. sie wollen die Wirklichkeit, die niemals allgemein sondern stets individuell ist, in ihrer Individualität darstellen, und sobald diese in Betracht kommt, muß der naturwissenschaftliche Begriff versagen, weil seine Bedeutung gerade darauf beruht, daß das Individuelle durch ihn als „unwesentlich" ausgeschieden wird. Die Historiker werden mit Goethe vom Allgemeinen sagen: „Wir benutzens, aber wir lieben es nicht, wir lieben nur das Individuelle", und dies Individuelle selbst werden sie, jedenfalls so weit das zu untersuchende Objekt als Ganzes in Frage steht, auch wissenschaftlich darstellen wollen. Es kann demnach für eine Logik, die die Wissenschaften nicht meistern sondern verstehen will, kein Zweifel sein, daß die Meinung des Aristoteles, der sich fast die gesamte neuere Logik, ja sogar einige Historiker angeschlossen haben, die Meinung nämlich, die das Besondere und Individuelle in die

Begriffe der Wissenschaft nicht aufnehmen will, falsch sein muß. Wie die Geschichtswissenschaft die Besonderheit und Individualität des Wirklichen, das sie behandelt, darstellt, sei zunächst dahingestellt. Weil die Wirklichkeit als solche wegen ihrer unübersehbaren Mannigfaltigkeit in keinen Begriff eingeht, und weil die Elemente aller Begriffe allgemein sind, muß der Gedanke an eine individualisierende Begriffsbildung zunächst problematisch erscheinen. Daß aber die Geschichte in der Darstellung des Einmaligen, Besonderen und Individuellen selbst ihre Aufgabe sieht, sollte man nicht bestreiten, und von dieser Aufgabe aus muß man ihr formales Wesen darlegen. Denn alle Begriffe von Wissenschaften sind Begriffe von Aufgaben, und ihr logisches Verständnis ist nur möglich, wenn man von dem Ziel, das sie sich setzen, in die logische Struktur ihrer Methode eindringt. Diese ist der Weg, der zum Ziele führt. Die Geschichte will nicht in der Weise generalisieren, wie die Naturwissenschaften es tun. Das ist der für die Logik entscheidende Punkt.

In neuester Zeit ist denn auch der Gegensatz des naturwissenschaftlichen und des historischen Verfahrens wenigstens nach dieser einen, wenn auch gewissermaßen nur negativen Seite hin vollkommen klar gemacht. Die Unterscheidung von Gesetzes- und Geschichtswissenschaften bei Paul habe ich bereits erwähnt. Ohne auf die übrigen Beiträge zur Klarlegung dieses Punktes einzugehen, weise ich hier nur auf die Ausführungen Windelbands [1] hin. Er stellt neben das „nomothetische" Verfahren der Naturwissenschaften das „idiographische" der Geschichte als dasjenige, welches auf die Darstellung des Einmaligen und Besonderen gerichtet ist, und mit der Einschränkung, daß

[1] Geschichte und Naturwissenschaft. 1894. Unveränderter Abdruck in: Präludien, 4. Aufl. 1911, Bd. II, S. 136 ff.

das nomothetische Verfahren nicht nur auf die Auffindung von Gesetzen im strengsten Sinne, sondern auch auf die Bildung von empirisch allgemeinen Begriffen bezogen werden muß, ist dies zweifellos richtig. Ich selbst habe, um zwei rein logische und damit rein formale Begriffe von Natur und Geschichte zu gewinnen, mit denen nicht zwei verschiedene Realitäten sondern dieselbe Wirklichkeit unter zwei verschiedenen Gesichtspunkten gemeint ist, das logische Fundamentalproblem einer Gliederung der Wissenschaften nach ihren Methoden so zu formulieren versucht: Die Wirklichkeit wird Natur, wenn wir sie betrachten mit Rücksicht auf das Allgemeine, sie wird Geschichte, wenn wir sie betrachten mit Rücksicht auf das Besondere und Individuelle[1], und ich will dementsprechend dem generalisierenden Verfahren der Naturwissenschaft das individualisierende Verfahren der Geschichte gegenüberstellen.

In diesem Unterschiede besitzen wir dann das gesuchte formale Prinzip für die Einteilung der Wissenschaften, und wer die Wissenschaftslehre wirklich logisch betreiben will, muß diesen formalen Unterschied zugrunde legen. Sonst wird er das logische Wesen der Wissenschaften nie verstehen. Es ist eine Tatsache, die man beklagen, aber dadurch nicht aus der Welt schaffen kann, daß die wirklich ausgeübte wissenschaftliche Begriffsbildung sich spaltet in diese zwei logisch einander entgegengesetzten Richtungen, und diese Spaltung, nicht irgendwelche sachlichen Unterschiede, muß daher die Wissenschaftslehre zuerst

[1] Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. S. 255. 2. Aufl. S. 224.

berücksichtigen[1]. Mit allgemeinen Redewendungen wie: alle Wissenschaft sei einheitlich, es könne doch nicht mehrere Wahrheiten geben, oder die Geschichte sei keine „Wissenschaft“, weil sie nicht generalisiere, ist der Logik nicht geholfen. Gewiß haben alle empirischen Wissenschaften das miteinander gemeinsam, daß sie wahre Urteile geben, d. h. nur wirklich vorhandene Objekte und nicht Produkte der Phantasie darstellen wollen. Insofern gibt es nur eine einheitliche Wissenschaft, die auf die eine Wirklichkeit gerichtet ist. Dies bezieht sich jedoch auf den Inhalt und nicht auf die Form der Wissenschaft, und es ist daher für die Logik, welche sich auf die Formen beschränkt, nur eine stillschweigende Voraussetzung. Ferner gibt es auch eine Reihe von Denkformen, die überall unentbehrlich sind, wo überhaupt eine empirische Wirklichkeit in wissenschaftliche Begriffe gebracht werden soll. Aber ebenso sicher setzen sich die Wissenschaften auch die formal von einander verschiedenen Ziele des Generalisierens und des Individualisierens, und deshalb muß es auch formal von einander verschiedene Arten der Begriffsbildung geben, die zur Erreichung dieser Ziele dienen. Wer den Namen der „Wissenschaft“ nur für die Produkte generalisierender Auffassung verwenden will, ist natürlich nicht zu widerlegen, weil solche terminologischen Festsetzungen überhaupt jenseits von wahr und falsch liegen. Daß es aber eine besonders glückliche Terminologie ist, die die Werke Rankes und aller großen Historiker nicht zur „Wissenschaft“

[1] Daß die Voranstellung des formalen Unterschiedes eine spätere Berücksichtigung der sachlichen Verschiedenheiten nicht ausschließt, ist selbstverständlich, und daher sollte man nicht sagen, die Wissenschaften seien nicht nach formalen, sondern nach sachlichen Gesichtspunkten zu gliedern. Es ist beides gleich berechtigt, je nach den Zielen, die man dabei im Auge hat.

zu rechnen gestattet, wird man wohl nicht behaupten können. Man sollte sich vielmehr bemühen, einen Begriff von Wissenschaft zu bilden, der das umfaßt, was allgemein Wissenschaft genannt wird, und zu diesem Zwecke vor allem die Tatsache berücksichtigen, daß die Wissenschaften nicht überall dieselbe Form des naturwissenschaftlichen oder generalisierenden Verfahrens zeigen.

Machen wir dies zunächst noch ausdrücklich an Beispielen klar, und vergleichen wir zu diesem Zweck die berühmte Darstellung, die K. E. v. Baer von der Entwicklung des Huhnes im Ei gegeben hat, mit Rankes Römischen Päpsten im 16. und 17. Jahrhundert. In dem einen Fall wird eine unübersehbar große Mehrheit von Objekten unter ein System von allgemeinen Begriffen gebracht, das den Zweck hat, für jedes beliebige Exemplar dieser Mehrheit zu gelten und das darzustellen, was sich immer von neuem wiederholt. In dem andern Fall dagegen wird eine bestimmte einmalige Reihe von Wirklichkeiten so aufgefaßt, daß die Besonderheit und Individualität jeder einzelnen zum Ausdruck kommen und das in die Darstellung aufgenommen werden soll, was nirgends noch einmal da war. Aus dieser Verschiedenheit der Aufgaben ergeben sich mit Notwendigkeit logisch verschiedene Denkmittel und Denkformen. Baer, wie jeder Mann der Naturwissenschaft, faßt das den verschiedenen Objekten Gemeinsame zusammen, und das Denkprodukt ist der allgemeine Gattungsbegriff. Ranke dagegen muß jeden seiner Päpste unter einen besonderen Begriff bringen und hat zu diesem Zwecke Begriffe mit individuellem Inhalt zu bilden. Die Denkzwecke und Denkformen, die den beiden Darstellungen eigentümlich sind, schließen einander geradezu aus, so daß an der prinzipiellen logischen Verschiedenheit der verwendeten Methoden wirklich nicht

gezweifelt werden kann, ja, die Beispiele sind so gewählt, daß zugleich noch etwas anderes aus ihnen sich ersehen läßt. Wenn die eine Darstellung ihre Objekte mit Rücksicht auf das Gemeinsame oder Allgemeine, die andere dagegen sie mit Rücksicht auf das Besondere und Individuelle betrachtet, so ist klar, daß hier der denkbar größte logische Unterschied zum Ausdruck kommt, den es zwischen den Methoden der empirischen Wissenschaften geben kann. Ein drittes Ziel der Wissenschaft, das sich von den beiden genannten in logischer oder formaler Hinsicht so prinzipiell unterscheidet, wie diese untereinander verschieden sind, ist bei der Darstellung empirischer Wirklichkeiten nicht möglich. Die Wissenschaftslehre wird also bei einer Einteilung der Disziplinen, die das Wirkliche erforschen, den angegebenen Unterschied als den formalen Hauptgegensatz aller wissenschaftlichen Begriffsbildung bezeichnen müssen, neben dem die anderen Unterschiede logisch sekundär sind, und sie wird daher die empirischen Wissenschaften so einteilen, daß sie sagt: alle wissenschaftliche Tätigkeit, die Wirkliches erkennen will, bildet entweder allgemeine oder individuelle Begriffe, oder sie enthält ein Gemisch von beiden Arten. Da aber die Mischformen erst verstanden werden können, wenn die reinen Formen verstanden sind, so hat die Wissenschaftslehre es zunächst nur mit den zwei Hauptarten der Begriffsbildung, der generalisierenden und der individualisierenden, zu tun.

Es ist nicht denkbar, daß jemand gegen diese Sätze etwas einzuwenden hätte. Nur das könnte man bezweifeln; ob die Gleichsetzung des angegebenen rein formalen Unterschiedes mit dem Gegensatz des naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Verfahrens berechtigt ist, oder ob nicht vielmehr das Wort „Geschichte“ nur in einer

engeren Bedeutung gebraucht werden sollte. Doch ist auch darauf die Antwort nicht schwer.

Die Untersuchung von Baer nennt jeder naturwissenschaftlich, und die Gründe für die Gleichsetzung der generalisierenden Begriffsbildung mit der naturwissenschaftlichen kennen wir bereits. Auch steht dieser logische Gebrauch des Wortes Natur im Einklang mit der Terminologie Kants, und das gibt ihm sein unbedingtes historisches Recht. Nicht minder gerechtfertigt ist aber auch der Ausdruck geschichtliche Methode zur Bezeichnung des auf die Besonderheit und Individualität der Wirklichkeit gerichteten wissenschaftlichen Verfahrens. Wenn man Rankes Werk über die Päpste eine historische Untersuchung nennt, so denkt man allerdings gewiß auch daran, daß hier geistige Vorgänge und insbesondere menschliches Kulturleben behandelt wird. Sieht man jedoch von diesen inhaltlichen Bestimmungen ab, was man tun muß, um einen logischen Begriff zu erhalten, so behält das Wort „geschichtlich“ noch immer eine ganz bestimmte Bedeutung, und das ist eben die hier verwendete.

Freilich, der Sprachgebrauch ist nicht konsequent. Man spricht von „Naturgeschichte“, und der Ausdruck „Entwicklungsgeschichte“ ist gerade für solche Untersuchungen üblich geworden, an denen man sich, wie an Baers Darstellung der Entwicklung des Huhnes, das logische Wesen des naturwissenschaftlichen Verfahrens klarmachen kann. Aber das sind Ausnahmefälle. Wer von „Geschichte“ schlechtweg redet, meint immer den einmaligen individuellen Verlauf einer Sache, und gerade in der Philosophie ist es üblich, das Historische als das Besondere der Natur als dem Allgemeinen gegenüberzustellen. Das „historische“ Recht ist das einmalige individuelle Recht im

Gegensatz zum „Naturrecht“, das allen gemeinsam ist oder sein soll. Die „historische“ Religion ist die einmalige besondere Religion im Gegensatz zur „natürlichen“ Religion, von der man glaubt, daß sie jedem Menschen mit seiner allgemeinen Natur gegeben sei. Wenn ferner der Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts, der die Dinge nur soweit berücksichtigt, als sie sich unter allgemeine Begriffe bringen lassen, von dem „bloß“ Historischen geringschätzig spricht, so identifiziert er dabei ebenfalls das Geschichtliche mit dem Einmaligen und Individuellen, und dieser Sprachgebrauch zieht sich auch noch weit in die Philosophie des deutschen Idealismus hinein. Dies aber kann nur ein neuer Grund sein, das Geschichtliche im logischen Sinne mit dem Einmaligen, Besonderen und Individuellen zu identifizieren. Wo Kant und seine Nachfolger nämlich von dem bloß Historischen ebenfalls geringschätzig reden, da zeigt sich, daß, so große Fortschritte sie im geschichtlichen Denken auch der Aufklärung gegenüber gemacht haben, zu einer logischen Erfassung der Geschichte bei ihnen doch höchstens Ansätze vorhanden sind.

Kurz, es ist nicht etwa Sache der Willkür, die geschichtliche Methode als die individualisierende der naturwissenschaftlichen als der generalisierenden gegenüberzustellen. Wo man Kants logischen Begriff der Natur akzeptiert, ist vielmehr auch dieser logische Begriff der Geschichte gefordert, und jedenfalls erhalten wir so allein einen brauchbaren Ausgangspunkt für eine logische Untersuchung der empirischen Wissenschaften. Die Logik hat die Aufgabe, zuerst aus dem Ziel der Geschichte, das in der Darstellung des einmaligen und individuellen Ablaufs einer Wirklichkeit besteht, die hierbei verwendeten individualisierenden Denkformen als notwendige Mittel zur Erreichung dieses Zieles zu verstehen. Das kann niemand

bestreiten, dem es um ein Verständnis aller wissenschaftlichen Tätigkeit zu tun ist. Nur wer, wie die Vertreter des Naturalismus es tun, sich einen Begriff von „Wissenschaft“ zurecht macht, ohne sich dabei an den tatsächlich vorhandenen Wissenschaften zu orientieren, wird die Gleichsetzung des historischen Verfahrens mit dem individualisierenden anfechten.

VIII.

Geschichte und Psychologie.

Stellen wir also Naturwissenschaft und Geschichte als formale Gegensätze hin, so müssen wir sagen: während die Naturwissenschaft — von wenigen bereits erwähnten Ausnahmen abgesehen — darauf ausgeht, mit ihren Begriffen eine Mehrheit, ja eventuell eine unübersehbar große Vielheit von verschiedenen Vorgängen zu umfassen, wird eine historische Wissenschaft es erstreben, daß ihre Darstellung nur auf das eine, von allen andern verschiedene Objekt paßt, das sie untersucht, sei dies eine Persönlichkeit, ein Jahrhundert, eine soziale oder religiöse Bewegung, ein Volk oder was auch immer. Sie will dadurch dem Hörer oder Leser den einzigen Vorgang, den sie meint, möglichst nahe bringen. Die Naturwissenschaft dagegen hat ein Stück Wirklichkeit um so besser erklärt, je allgemeiner der Begriff ist, durch den sie es darstellt, je deutlicher das zum Ausdruck kommt, was dem Besonderen mit dem Naturganzen gemein ist, und umsomehr der Inhalt des einmaligen Objektes in seiner Individualität und der Inhalt des allgemeinen Begriffes sich von einander entfernen.

Bereits aus diesem formalen Gegensatz von Natur und Geschichte lassen sich für die Methodenlehre mehrere wichtige Konsequenzen ziehen. Doch wollen wir uns hier auf einen Punkt beschränken, der besonders viel behandelt

worden ist. Es muß nämlich schon aus dem bisher Gesagten hervorgehen, was die Wissenschaft vom Seelenleben im Allgemeinen, also die Psychologie, für die Geschichtswissenschaft bedeuten kann, ein Punkt, über den eine Verständigung zwischen denen, die nicht etwa aus der Geschichte eine generalisierende Naturwissenschaft machen wollen, eigentlich leicht sein sollte, und der zugleich für die Frage, mit welchem Recht man die Wissenschaften in Natur- und Geisteswissenschaften einteilt, von entscheidender Bedeutung ist.

Wir wissen, daß die Geschichtswissenschaften, wenn sie Kulturvorgänge behandeln, es fast immer auch mit seelischem Leben zu tun haben, und aus diesem Grunde ist die Bezeichnung der Geschichte als Geisteswissenschaft nicht direkt falsch. Dementsprechend pflegen wir von den Historikern zu sagen, daß sie gute „Psychologen“ sein müssen. Um die wissenschaftliche Psychologie aber kümmern sie sich gewöhnlich nicht viel, und es scheint doch, daß sie um so bessere „Psychologen“ werden würden, je mehr sie sich mit ihr beschäftigen. Diese Argumentation klingt sehr überzeugend und trägt sicher dazu bei, daß die Meinung von der grundlegenden Bedeutung der Psychologie für die Geschichte so weit verbreitet ist.

Sobald wir aber näher zusehen, finden wir, daß wie so häufig bei ganz besonders beliebten Theorien die Ueberzeugungskraft auf einer Vieldeutigkeit des gebrauchten Schlagwortes beruht. Wir nennen nicht nur Historiker, sondern auch Dichter und bildende Künstler „Psychologen“, denn wir meinen mit Recht, daß auch sie „Menschenkenner“ sein müssen, um ihre Aufgabe zu erfüllen. Aber die „Psychologie“, die Künstler treiben, hat doch gewiß mit der begrifflichen Wissenschaft vom Seelenleben nichts als den Namen gemein, und niemand wird einem Dichter

wissenschaftliche psychologische Studien empfehlen, damit er dadurch besser dichten lerne. Die Kunst will das Seelenleben nicht begrifflich, sondern, soweit das möglich ist, intuitiv erfassen, um es dann mit ganz andern als wissenschaftlichen Mitteln in eine Sphäre der allgemeinen Bedeutung zu heben, und die künstlerische Fähigkeit zum „psychologischen" Verständnis der Menschen ist jedenfalls von Kenntnissen in der wissenschaftlichen Psychologie völlig unabhängig.

Dasselbe gilt von der „Psychologie", welche die Historiker brauchen, so sehr sie sich auch von der des Künstlers sonst unterscheiden mag. Ja, diese Psychologie steht der generalisierenden Wissenschaft vom Seelenleben womöglich noch ferner als die Psychologie des Künstlers, weil sie ganz auf das Einmalige und Besondere gerichtet ist. Daher ist es auch nicht wunderbar, daß wir bedeutende „Psychologen" unter den Historikern schon in Zeiten finden, in denen es noch gar keine wissenschaftliche Psychologie, ja noch nicht einmal den heutigen Begriff des Psychischen gab. Thukydides z. B. dürfen wir wohl zu den „Psychologen" in diesem Sinne rechnen. Wenn nun aber sogar Wundt[1], der doch sonst vor allen die Psychologie zur Grundlage der „Geisteswissenschaften" machen will, diesem Historiker das Zeugnis ausstellt, daß er „in der psychologischen Auffassung des historischen Geschehens noch späteren Zeiten als Vorbild dienen konnte", so ist dies doch eine recht nachdenkliche Tatsache. Ihr Gewicht kann auch durch den Hinweis von Tönnies[2], daß Geschichtsschreiber wie Polybius, Tacitus und unter den neueren Hume, Gibbon,

[1] Logik, 3. Aufl. Bd. III. Logik der Geisteswissenschaften, 1908, S. 2.

[2] Zur Theorie der Geschichte. 1902. Archiv für systematische Philosophie. Bd. VIII.

J. v. Müller, Thierry, Gervinus auf dem Standpunkt ihrer Zeit doch wohl geschulte Psychologen waren, nicht abgeschwächt werden, denn falls dies richtig ist, so würde es doch nur zeigen, daß diesen Historikern die Psychologie ihrer Zeit nichts geschadet hat. Die Psychologie dieser Männer gilt ja heute für wissenschaftlich überholt. Nicht wegen, sondern trotz ihrer Psychologie wären sie also bedeutende Historiker. Tatsächlich dürfte jedoch bei den meisten Historikern die psychologische Theorie, die sie für richtig hielten, eine sehr geringe Rolle bei ihrer historischen Arbeit gespielt haben, und auch abgesehen davon wäre es, weil wirklich die meisten späteren Historiker sich in bezug auf ihre „psychologischen" Kenntnisse von Thukydides nicht prinzipiell unterscheiden, im methodologischen Interesse dringend wünschenwert, ihre „Psychologie" des Einmaligen und Individuellen in dem Sinne, wie wir z. B. von einer Psychologie Friedrich Wilhelms IV. oder der Kreuzzüge sprechen, von der generalisierend verfahrenden wissenschaftlichen Psychologie auch durch einen Terminus sorgfältig zu trennen, und sie, falls man das Wort Psychologie nicht aufgeben will, mit Rücksicht auf den allgemeinsten Gegensatz von Natur und Geschichte etwa als „historische Psychologie" zu bezeichnen, worunter wir aber nicht eine Wissenschaft zu verstehen hätten.

Sachlich ergibt sich dann folgendes: Die Erklärung des Seelenlebens im allgemeinen ist Wissenschaft. Die „historische Psychologie", d. h. das Verständnis einzelner Menschen oder bestimmter Massen zu bestimmten Zeiten dagegen ist es für sich allein noch nicht. Sie läßt sich vielleicht durch die wissenschaftliche Psychologie vervollkommnen, aber niemals durch irgend eine generalisierende Wissenschaft vom Seelenleben ersetzen. Denn selbst wenn irgend eine wie auch immer geartete psychologische

Theorie alles Seelenleben unter allgemeine Begriffe gebracht hätte, so wäre dadurch eine Kenntnis der einmaligen individuellen Vorgänge nicht gegeben. Psychologisch erklären wollen wir die Natur des psychischen Seins, indem wir nach seinen allgemeinen Gesetzen oder irgend welchen andern allgemeinen Begriffen suchen. Das Seelenleben in der Geschichte aber wollen wir „psychologisch“ dadurch kennen lernen, daß wir es in seinem individuellen Verlauf, soweit dies möglich ist, nacherleben, und damit haben wir dann höchstens Material für eine historische Darstellung gewonnen, aber noch keinen historischen Begriff des betreffenden Objektes. Das bloße psychologische „Erlebnis“ ist doch keine Wissenschaft, und es kann zum Zwecke der historischen Erkenntnis auch nicht generalisierend geformt werden. Macht man sich dies klar, so wird man es nicht mehr selbstverständlich finden, daß der Historiker zur Ausbildung seines „psychologischen“ Verständnisses wissenschaftliche, d. h. generalisierende Psychologie treiben müsse, und man kann dann vollends in keiner Wissenschaft vom Seelenleben, die mit allgemeinen Begriffen arbeitet, die Grundlage der Geschichtswissenschaften in dem Sinne erblicken, wie die Mechanik die Grundlage der Naturwissenschaften von der Körperwelt ist[1].

[1] Eine Ansicht, die genau auf dasselbe hinauskommt, finde ich auch bei einem Psychologen. Karl Marbe schreibt in seiner Besprechung der „Prinzipien der Literaturwissenschaft“ von Ernst Elster folgendes: „eben die Tatsache, daß es nicht möglich ist, diejenigen Gegenstände, welche den Literarhistoriker interessieren, ohne Schwierigkeiten unter psychologische Titel zu bringen, hätte den Verfasser belehren können, daß man in seinem Sinne wenigstens die Psychologie für die Literaturwissenschaft nicht fruchtbar machen kann. Der moderne Psychologe sucht das geistige Leben als einen Komplex einfacher Elemente und Tatsachen zu begreifen. Diese Zerlegung des Psychischen ist für den Literarhistoriker unbrauchbar. Er will einen bestimmten Teil des geistigen Lebens der Menschheit in seiner

Das soll nicht heißen, daß es zwischen generalisierender wissenschaftlicher Psychologie und Geschichtswissenschaft gar keine Verbindung gibt, und ich möchte auch dies ausdrücklich hervorheben, weil meine Ansichten wiederholt so aufgefaßt worden sind, als hätte ich die Möglichkeit bestritten, daß der Historiker von der wissenschaftlichen Psychologie etwas lernen könne. Das ist mir nie in den Sinn gekommen. Ich habe im Gegenteil schon vorher ausdrücklich darauf hingewiesen, daß das „psychologische“ Verständnis der Vergangenheit, das meist ohne wissenschaftliche psychologische Kenntnisse erfolgt, trotzdem durch die generalisierende Psychologie vervollkommnet werden kann. Wie weit das möglich ist, läßt sich unter logischen Gesichtspunkten nicht entscheiden, und es hat keinen Zweck, die verschiedenen Eventualitäten zu erwägen, bevor nicht faktisch die Geschichte mit der wissenschaftlichen Psychologie enger verknüpft ist als bisher. Die logische Einsicht kann nur dadurch gefördert werden, daß wir ein Maximum der Verwertung wissenschaftlich psychologischer Kenntnisse durch den Historiker voraussetzen und zusehen, was dann die Psychologie für die Geschichte leisten und nicht leisten kann.

Hat man den Unterschied des generalisierenden Verfahrens der Psychologie und des individualisierenden Verfahrens der Geschichte begriffen, so läßt sich das Maximum

Kompliziertheit nachleben und verstehen.“ So kann man wohl sagen, und ich freue mich, daß Marbe, der in einer Rezension meiner „Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung“ erklärt hatte, in „keinem wesentlichen Punkte“ mit mir übereinstimmen zu können, mir so viel näher gekommen ist, denn der seinen angeführten Sätzen zugrunde liegende Unterschied ist doch in meinem Buche als ein sehr „wesentlicher Punkt“ auf das eingehendste dargelegt und ausdrücklich auf das Verhältnis der Psychologie zur Geschichtswissenschaft angewendet worden.

der Verbindung dieser beiden Wissenschaften nur noch so konstruieren. Auch die Darstellung des Individuellen kann der allgemeinen Begriffe oder wenigstens der allgemeinen Begriffselemente nicht entbehren: die letzten Bestandteile jeder wissenschaftlichen Darstellung müssen, wie wir bereits erwähnt haben, allgemein sein. Also ist auch der Begriff einer geschichtlichen Individualität aus lauter allgemeinen Elementen zusammengesetzt, und zwar in einer Weise, die wir später zu erörtern haben werden. Das darf natürlich nicht so verstanden werden, als ob die Individualität der Wirklichkeit selbst eine bloße Kombination von Allgemeinheiten wäre, denn das käme, wie wir ebenfalls bereits sahen, auf einen platonisierenden Begriffsrealismus hinaus. Lediglich um die Darstellung der Individualität durch die Wissenschaft und die Benutzung des Allgemeinen zu diesem Zweck handelt es sich, und diese wird nun deswegen wichtig, weil der Historiker dabei meist die allgemeinen Wortbedeutungen gebraucht, die er vorfindet, und die wir uns mit dem Erlernen der Sprache aneignen, ehe wir Wissenschaft treiben. Man könnte nämlich sagen, diese vorwissenschaftlichen „Begriffe“ sind ungenau und unbestimmt, also eigentlich gar keine Begriffe, und die Geschichtswissenschaft muß daher in dem Maße wissenschaftlicher werden, in dem es ihr gelingt, die vorwissenschaftlichen allgemeinen Wortbedeutungen, die sie zur Darstellung der individuellen historischen Vorgänge braucht, durch wissenschaftliche Begriffe zu ersetzen. Diese aber hätte sie dann der Psychologie zu entnehmen. So bliebe der Gegensatz der generalisierenden und der individualisierenden Begriffsbildung unangetastet, und trotzdem wäre an der Bedeutung der Psychologie für die Geschichte als Wissenschaft nicht zu zweifeln.

Daß die Psychologie zu einer Hilfswissenschaft

der Geschichte werden kann, ist hierdurch in der Tat gezeigt, aber es ist doch notwendig, die Tragweite dieses Ergebnisses für die Wissenschaftslehre genau festzustellen. Zunächst wird man diese Betrachtungen, wenn man konsequent sein will, noch etwas weiter ausdehnen müssen. Der Historiker beschränkt sich durchaus nicht auf die Darstellung des seelischen Lebens. Die Menschen, von denen er spricht, sind auch körperlich und werden daher durch den Einfluß ihrer körperlichen Umgebung bestimmt. Ohne die Rücksicht auf die Körperwelt würden wir keine historische Darstellung verstehen, und das Körperliche kann in seiner Individualität historisch sogar sehr wichtig werden. Daraus ergibt sich dann, daß die Psychologie nicht die einzige generalisierende Wissenschaft ist, von der sich sagen läßt, daß sie zu einer Hilfswissenschaft der Geschichte werden kann.

Wenn wir z. B. in der Geschichte einer einmaligen besonderen Schlacht erfahren, daß die Soldaten, ehe es zum Kampf kam, tagelange Märsche machen mußten, daß sie dadurch ermüdet und gegen die Angriffe körperlich frischer Truppen weniger widerstandsfähig waren, oder wenn berichtet wird, daß eine bestimmte belagerte Stadt, der jede Zufuhr von Nahrungsmitteln abgeschnitten war, sich nur eine bestimmte Zeit lang halten konnte, weil der Hunger die Menschen schwächte und schließlich eine wirksame Verteidigung unmöglich machte, so wird bei der Darstellung solcher Ereignisse der Historiker sich ebenfalls lauter allgemeiner Wortbedeutungen bedienen, die sich auf Körpervorgänge beziehen, und zwar sind es in den meisten Fällen wiederum Begriffe, die er besaß, ehe er Wissenschaft trieb. Man wird daher sagen müssen, daß er vom wissenschaftlich physiologischen Standpunkt aus bei der Verwendung seiner allgemeinen Begriffe, die

er zur Darstellung der einmaligen Vorgänge braucht, ungenau und unbestimmt verfährt. Um wissenschaftlich „exakt“ zu werden, müßte er auch die Physiologie der Ermüdung und Ernährung heranziehen, denn so allein kann er die vorwissenschaftlichen Begriffe durch streng wissenschaftliche ersetzen.

Im Prinzip ist diese Forderung von der vorher erörterten, daß psychologische Ergebnisse notwendig sind, um die Geschichte wissenschaftlicher zu machen, gewiß nicht verschieden. Und doch wird sie wahrscheinlich erheblich weniger plausibel klingen. Woran liegt das? Vielleicht daran, daß die Physiologie als Wissenschaft so sehr viel weiter vorgeschritten ist als die Psychologie, und daß daher hier sogleich deutlich wird, wie wenig der Historiker durch die Begriffe der generalisierenden Wissenschaften in dem, worauf es ihm als Historiker ankommt, gefördert werden würde?

Diese Begriffe sind für ihn ja immer nur Mittel und niemals Zweck der Darstellung. Daher liegt es nahe, zu meinen, daß der Zweck auch erreicht werden könne ohne „exakte“ Mittel. In den soeben betrachteten Beispielen ist das zweifellos der Fall. Ließe sich dies verallgemeinern, dann könnte man glauben, die Hoffnungen, die man auf die Psychologie für die Geschichte setzt, beruhten im wesentlichen darauf, daß diese Wissenschaft die meist von der Geschichte dargestellten Arten seelischer Vorgänge bisher noch sehr wenig erforscht hat, und daß gerade das psychologische Dunkel, das über ihnen liegt, der Phantasie Spielraum zur Ausmalung von allerlei Möglichkeiten gibt. Dann müßten wir sagen: wäre die generalisierende Psychologie in der Erforschung der seelischen Gesetze, die für das geschichtlich wesentliche Leben gelten, schon so weit fortgeschritten, wie die Physiologie in der Erkenntnis der Ermüdung und des Hungers, so würden ihre Ergebnisse für die Geschichte vielleicht ebenso bedeutungslos erscheinen, wie die der Physiologie.

Wir kämen also dann zu dem folgenden Ergebnis: in den meisten Fällen genügt dem Historiker das allgemeinbegriffliche Wissen, das er schon im vorwissenschaftlichen Stadium besitzt, vollständig für die Erreichung seiner Zwecke, d. h. für die Darstellung der Individualität und Besonderheit seines Objekts. Die naturwissenschaftliche Exaktheit seiner Begriffselemente, die in einer generalisierenden Wissenschaft von ausschlaggebender Wichtigkeit ist, ist für ihn, der andere Ziele verfolgt, bedeutungslos. Ja, er wird vielleicht finden, daß sein vorwissenschaftliches allgemeines Wissen ihn viel sicherer leitet als irgendwelche psychologischen Theorien, weil es seine Darstellung allen, die dieses Wissen mit ihm teilen, viel leichter verständlich macht, als die Verwendung wissenschaftlicher Begriffe das könnte.

Aber, wie gesagt, die Möglichkeit, daß wissenschaftliche psychologische Theorien die Geschichte wissenschaftlich fördern, besteht, so gering auch bei den Historikern das Bedürfnis nach solcher Förderung ist. Sie besteht ebenso wie die Möglichkeit, daß Begriffe der Physiologie, der Chemie oder irgend einer andern Naturwissenschaft zu einer exakteren Darstellung der geschichtlichen Vorgänge benutzt werden, ja, es wäre sogar vielleicht möglich, bestimmte Gebiete aufzuzeigen, bei deren Darstellung die Geschichte ohne allgemeinbegriffliche wissenschaftliche Kenntnisse nicht auskommt. Dort besonders wird man nämlich sich an die generalisierende Wissenschaft wenden, wo das behandelte Objekt von dem, was wir aus dem vorwissenschaftlichen Leben kennen, auch seinem allgemeinen Gattungscharakter nach in einer uns unverständlichen

Richtung stark abweicht und uns daher die allgemeinen Auffassungsschemata dafür fehlen. Aus diesem Grunde kann man z. B. mit Recht darauf hinweisen, daß der Historiker bei der Darstellung Friedrich Wilhelms IV. auch psychopathologischer Kenntnisse bedarf, weil er das Seelenleben von Geisteskranken im allgemeinen zu wenig kennt, um es überhaupt zu verstehen und verständlich darstellen zu können. Dann werden generalisierende Theorien eventuell zu wichtigen Hilfswissenschaften der Geschichte, und eine Grenze läßt sich hier natürlich prinzipiell nicht ziehen, so daß es sehr wohl möglich ist, daß in der Geschichtswissenschaft der Zukunft naturwissenschaftliche, d. h. wissenschaftlich-generalisierend gebildete Begriffe bei der Darstellung der einmaligen und individuellen Vorgänge eine größere und auch eine glücklichere Rolle spielen als jetzt, wo sie — man braucht nur an Lamprechts Unterscheidungen von individualpsychologischer und sozial-psychologischer Methode zu denken — mehr Verwirrung angerichtet haben, als förderlich gewesen sind.

Aber für die logische Gliederung der Wissenschaften, die nicht mit Rücksicht auf die Mittel, sondern auf die Ziele vorgenommen werden muß, hat dies alles keine prinzipielle Bedeutung. Es betrifft nur die mehr oder weniger große „Exaktheit" der Elemente, aus denen die Geschichte ihre individualisierenden Darstellungen aufbaut, und wie weit auch der Historiker generalisierende Wissenschaften benutzen mag, sie können nie für ihn in der Weise grundlegend sein, wie es die Mechanik für die generalisierenden Wissenschaften von der Körperwelt ist. Sie sagen ihm nicht das geringste über das Prinzip seiner individualisierenden Begriffsbildung, d. h. über die Art, wie er die Elemente auszuwählen und zu den eigentlich

historischen Begriffen zusammenzufügen hat. Die Geschichte als Wissenschaft geht ja doch nicht darauf aus, von der Individualität irgendwelcher beliebiger Dinge und Vorgänge als deren bloßer Andersartigkeit zu erzählen. Auch sie wird von bestimmten Gesichtspunkten geleitet, mit Rücksicht auf welche sie ihre vorwissenschaftlichen oder wissenschaftlich exakten Begriffselemente benützt, und diese Gesichtspunkte vermag sie weder der Psychologie noch irgend einer anderen generalisierenden Wissenschaft zu entnehmen. Das ist der für das logische Verhältnis von Psychologie und Geschichte entscheidende Umstand. Alles andere ist logisch von sekundärer Bedeutung.

Dies macht uns zugleich klar, daß wir bei dem Begriff des individualisierenden Verfahrens, den wir bisher als charakteristisch für die Geschichte gewonnen haben, nicht stehen bleiben können. Um die Wissenschaften in zwei große Gruppen einzuteilen, müssen wir mit den formalen die materialen Unterschiede verbinden. Die Entgegensetzung der rein logischen Begriffe von Natur und Geschichte läßt nur die Unhaltbarkeit der herkömmlichen Ansicht, daß alle wissenschaftlichen Begriffe allgemein sind, und daß daher die Geschichte, wo sie Seelenleben darstellt, nichts als angewandte Psychologie ist, deutlich hervortreten. Im übrigen aber gibt der Begriff des Individualisierens uns lediglich ein Problem und noch nicht den positiven Begriff der wissenschaftlichen historischen Methode, wie dies durch den Begriff des Generalisierens für die Naturwissenschaften geschieht. Nennen wir nämlich die Natur die Wirklichkeit mit Rücksicht auf das Allgemeine, so ist uns damit zugleich das Prinzip der Begriffsbildung für die Naturwissenschaft klar. Nennen wir dagegen die Geschichte die Wirklichkeit mit Rücksicht

auf das Besondere, so ist das durchaus noch nicht der Fall, denn es scheint hiernach die Aufgabe der Geschichtswissenschaft darin bestehen zu müssen, daß sie ohne ein Prinzip der Auswahl die von ihr zu behandelnde individuelle Wirklichkeit „so, wie sie ist", darstellt, und das käme ja darauf hinaus, daß die Geschichte ein Abbild der Wirklichkeit im strengen Sinne des Wortes zu geben hätte. Diese Aufgabe aber ist, wie wir gesehen haben, in sich logisch widerspruchsvoll. Auch die Geschichte muß, um Begriffe bilden und Erkenntnis geben zu können, in dem kontinuierlichen Fluß des wirklichen Geschehens Grenzen ziehen und seine unübersehbare Heterogeneität in ein übersehbares Diskretum verwandeln. Wie dabei trotzdem die Individualität gewahrt bleibt, wissen wir noch nicht. Ist eine individualisierende Begriffsbildung überhaupt möglich? Darin steckt das Problem der historischen Methode. So tritt gerade durch den Gegensatz des generalisierenden und des individualisierenden Verfahrens das Grundproblem unserer Betrachtung uns erst in seiner ganzen Schwierigkeit entgegen. Mit dem Unterschied von „nomothetisch" und „idiographisch" allein kommen wir nicht aus.

IX.

Geschichte und Kunst.

Freilich wird man eine geschichtliche Darstellung eher mit einem Abbilde der Wirklichkeit vergleichen können als eine naturwissenschaftliche, und wir wollen auch bei diesem Umstande, der sich schon aus dem rein formalen Begriff der Geschichte ergibt, etwas verweilen, bevor wir zur Darlegung des Prinzips der historischen Begriffsbildung übergehen. Im Zusammenhang hiermit muß nämlich das vielbehandelte Problem des Verhältnisses der

Geschichte zur Kunst so weit klar werden, wie dies für unsern Gedankengang wünschenswert ist, und wir können dabei zugleich ersehen, welche Rolle die Anschauung in der Geschichtswissenschaft spielt.

In der wissenschaftlich noch unbearbeiteten Wirklichkeit, also in dem heterogenen Kontinuum, ist die Andersartigkeit jedes Objektes, die wir auch seine Individualität nennen, mit der Anschaulichkeit verknüpft, ja sie ist uns nur in einer Anschauung unmittelbar gegeben. Daher wird man meinen, daß, wenn es sich um die Darstellung der Individualität handelt, diese am besten durch eine Reproduktion der individuellen Anschauung zustande gebracht werde. Der Historiker sucht daher die Vergangenheit in ihrer Individualität uns anschaulich wieder zu vergegenwärtigen, und das kann er nur dadurch tun, daß er es uns ermöglicht, das einmalige Geschehen in seinem individuellen Verlauf gewissermaßen nachzuerleben. Zwar ist er bei seiner Darstellung, wie alle Wissenschaft, auf Worte angewiesen, die allgemeine Bedeutungen haben, und durch die daher niemals direkt ein anschauliches Bild der Wirklichkeit entsteht. Aber er wird in der Tat den Hörer oder Leser bisweilen auffordern, durch seine Einbildungskraft sich etwas anschaulich vorzustellen, das über den Inbegriff des Inhalts der allgemeinen Wortbedeutungen auch inhaltlich weit hinausgeht, und deshalb durch eine besondere Kombination von Wortbedeutungen sich bemühen, die Phantasie in die von ihm gewünschten Bahnen zu lenken, indem er ihr einen möglichst kleinen Spielraum für Variationen der zu reproduzierenden Bilder läßt. Daß dies möglich ist, beweist jede Dichtung, die ja auch auf Worte mit allgemeinen Bedeutungen angewiesen ist, und die trotzdem die Phantasie zu anschaulichen Bildern anregt.

Dieser Umstand, daß mit Hilfe eines anschaulichen

Phantasiebildes die Individualität einer Wirklichkeit zur Darstellung gebracht werden kann, erklärt es nun zunächst, warum man so häufig die Geschichte in eine besonders nahe Beziehung zur Kunst gesetzt oder sie geradezu mit ihr hat identifizieren wollen. Denn in der Tat ist diese eine Seite der Geschichte mit der künstlerischen Tätigkeit insofern verwandt, als beide darauf ausgehen, unsere Einbildungskraft zur Produktion einer Anschauung anzuregen. Zugleich aber ist hiermit die Verwandtschaft zwischen Geschichte und Kunst auch erschöpft, und es läßt sich zeigen, daß sie für das Wesen der Geschichtswissenschaft nicht viel zu bedeuten hat, denn erstens unterscheidet auch die Anschauung, wenn sie rein künstlerisch ist, sich prinzipiell von der, die der Historiker hervorbringt, und zweitens können die anschaulichen Elemente in der Geschichte als Wissenschaft unter logischen Gesichtspunkten überhaupt nur von sekundärer Bedeutung sein.

Um dies einzusehen, muß man zunächst über das Verhältnis der Kunst zur Wirklichkeit sich klar werden. Auch die Kunst kann nicht abbilden oder verdoppeln, wenn unsere „Realisten“ auch manchmal vorgeben, es zu wollen, sondern sie bringt entweder eine ganz neue Welt hervor, oder sie formt wenigstens, wo sie die Wirklichkeit darstellt, diese um. Die Umformung aber beruht auf Prinzipien, die nicht logischer sondern ästhetischer Art sind. Für die Geschichte würde also, weil der ästhetische Faktor für sich allein in einer Wissenschaft doch nie der entscheidende sein kann, als Ziel einer Darstellung, die ohne ästhetische Gestaltung auf Anschauung ausgeht, nichts als eine bloße Wiedergabe der Wirklichkeit übrig bleiben, und diese Aufgabe ist wegen der unübersehbaren und niemals zu erschöpfenden Mannigfaltigkeit jedes heterogenen Kontinuums, also jedes noch so begrenzten Teiles der Wirklichkeit, wie wir bereits wissen, ein logisch widersinniges Ziel. Mit der Behauptung, die Geschichte sei eine Kunst, weil sie Anschauung gibt, ist daher noch gar nichts für die Methode der Geschichte gesagt.

Dazu aber kommt noch etwas anderes. Die Kunst will, so weit sie nichts als Kunst ist, garnicht die Anschauung in ihrer Individualität ergreifen. Es ist ihr völlig gleichgültig, ob ihr Werk dieser oder jener individuellen Wirklichkeit „ähnlich“ ist oder nicht. Sie will vielmehr die Anschauung mit Mitteln, welche die Aesthetik festzustellen hat, in die Sphäre einer hier nicht näher zu bestimmenden „Allgemeinheit“ erheben, die sich selbstverständlich von der Allgemeinheit des Begriffes prinzipiell unterscheidet. Man kann das Grundproblem der Aesthetik vielleicht als Frage nach der Möglichkeit allgemeiner Anschauung formulieren, um sein Verhältnis zum Grundproblem der Geschichtslogik hervortreten zu lassen, das in der Frage nach der Möglichkeit individueller Begriffe besteht. In gewisser Hinsicht ist jedenfalls die künstlerische Tätigkeit dem individualisierenden Verfahren des Historikers direkt entgegengesetzt, und schon deswegen sollte man die Geschichte nicht eine Kunst nennen. Man darf nur, um hier klar zu sehen, nicht an Kunstwerke wie Porträts, Bilder geographisch bestimmter Landschaften oder historische Romane denken, denn diese sind nicht nur Kunstwerke, und gerade das, was sie an Wiedergabe einmaliger individueller Wirklichkeiten enthalten, ist ästhetisch unwesentlich. Wir können noch ganz davon absehen, daß die Kunst jedes Objekt, das sie darstellt, isoliert und damit aus dem Zusammenhange der übrigen Wirklichkeit heraushebt, während die Geschichte gerade umgekehrt die

Zusammenhänge ihrer Gegenstände mit der Umwelt zu erforschen hat und insofern ebenfalls in einen Gegensatz zur Kunst zu bringen ist. Es genügt, wenn wir darauf hinweisen, daß das spezifisch künstlerische Wesen eines Portraits nicht in seiner Aehnlichkeit oder theoretischen Wahrheit und ebenso der ästhetische Wert eines Romans nicht in seiner Uebereinstimmung mit geschichtlichen Tatsachen besteht. Ich kann beide als Kunstwerke beurteilen, ohne von ihren Beziehungen zu der individuellen Wirklichkeit, die sie darstellen, irgend etwas zu wissen. Wenn man daher solche Kunstwerke zur Vergleichung mit der Geschichte heranzieht und in ihnen das rein künstlerische nicht von den künstlerisch indifferenten Elementen trennt, so wirkt das nur verwirrend. Ein Porträt gleicht allerdings einer geschichtlichen Darstellung, aber lediglich durch die Bestandteile, die nicht künstlerisch sondern geschichtlich bedeutsam sind, und darin haben wir eine Einsicht, die doch allzu selbstverständlich ist, um für die Klarlegung des Verhältnisses von Kunst und Geschichte wahrhaft fördernd zu sein.

Hiermit soll nicht geleugnet werden, daß in der unmittelbaren einheitlichen Verknüpfung historischer und künstlerischer Bestandteile, wie das Porträt sie bisweilen zeigt, ein Problem steckt, dessen Lösung auch für die Klarlegung des Wesens der Geschichte nach einer Seite hin Bedeutung gewinnen kann. Sehr viele geschichtliche Darstellungen, und unter ihnen die am meisten bewunderten, sind in der Tat Kunstwerke in dem Sinne wie künstlerisch hochstehende und zugleich ähnliche Porträts. Aber wenn man über das Wesen des Verhältnisses von Geschichte und Kunst Klarheit sucht, so muß man doch zunächst Kunstwerke zum Vergleich heranziehen, die keine historischen Bestandteile aufweisen, und dann erst darf man fragen,

wie es möglich ist, daß in einem Porträt künstlerische Gestaltung und historische Treue, also ästhetische und theoretische Werte, eine Einheit bilden.

Die Lösung dieses Problems gehört nicht in unseren Zusammenhang. Wir können uns mit folgendem Ergebnis begnügen, um den Gedanken, daß die Geschichte in logisch wesentlichen Punkten der Kunst verwandt sei, zurückzuweisen. Denkt man daran, daß jede Wirklichkeit eine individuelle Anschauung ist, so läßt sich das Verhältnis, in dem die Wissenschaften und die Kunst zu ihr stehen, auf die folgende Formel bringen. Die generalisierenden Wissenschaften vernichten in ihren Begriffen sowohl die Individualität als auch die unmittelbare Anschauung ihrer Objekte. Die Geschichte hebt, soweit sie Wissenschaft ist, ebenfalls die unmittelbare Anschauung auf und setzt sie in Begriffe um, sucht dagegen die Individualität zu bewahren. Die Kunst endlich, soweit sie nichts sein will als Kunst, geht auf eine anschauliche Darstellung aus, welche die Individualität als solche auslöscht oder zu etwas Unwesentlichem herabsetzt. Geschichte und Kunst stehen also allerdings beide der Wirklichkeit näher als die Naturwissenschaft, insofern als jede von ihnen nur eine Seite der individuellen Anschauung vernichtet. Darin besteht das relative Recht der Bezeichnung der Geschichte als „Wirklichkeitswissenschaft“ und der Behauptung, daß die Kunst mehr Realität gebe als die Naturwissenschaft. Zueinander aber stehen Kunst und Geschichte in einem Gegensatz, da in der einen die Anschauung, in der andern der Begriff das Wesentliche ist, und die Verbindung, die sie in manchen historischen Darstellungen eingehen, gleicht nur einem Porträt, das dann aber nicht nur auf seine künstlerischen Qualitäten sondern auch auf seine Aehnlichkeit hin betrachtet werden muß.

Daß derartige Verbindungen von Kunst und Wissenschaft sich in vielen geschichtlichen Werken finden, steht, wie gesagt, außer Frage. Die Geschichte braucht unter Umständen zur Darstellung der Individualität die Anregung der Phantasie als Mittel zur Vorstellung anschaulicher Bilder. Aber ebenso sicher ist, daß man auf Grund dieser Tatsache kein Recht hat, die Geschichtswissenschaft eine Kunst zu nennen. Der Historiker mag noch so viele individuelle Anschauungen mit künstlerischen Mitteln geben, so ist er doch schon dadurch, daß es stets individuelle Anschauungen sein müssen, vom Künstler prinzipiell geschieden. Seine Darstellung hat unter allen Umständen tatsächlich wahr zu sein, und diese historische Wahrheit kommt gerade für das Kunstwerk nicht in Betracht. Viel eher könnte man sagen, daß der Künstler dort, wo er Wirklichkeiten darstellt, bis zu einem gewissen Grade an die Wahrheit der generalisierenden Wissenschaften gebunden ist. Wir vertragen nämlich die Unvereinbarkeit künstlerischer Gestaltungen mit den allgemeinen Begriffen, unter die sie als Gattungsexemplare fallen, nur bis zu einem gewissen Grade, sobald das Kunstwerk uns zwingt, an uns bekannte Wirklichkeiten zu denken. Doch würde die Verfolgung dieses Gedankens uns ganz von unserm Zusammenhange wegführen. Es kam nur darauf an, auf die Ungebundenheit des künstlerischen Schaffens mit Rücksicht auf die historische Tatsächlichkeit hinzuweisen.

Noch größer aber erscheint der Abstand der Geschichte von der Kunst, wenn wir daran denken, daß die Anschauung der empirischen Wirklichkeit in jeder Wissenschaft überhaupt und damit auch in der Geschichte etwas Sekundäres oder nur ein Mittel zum Zweck ist. Deshalb wird man auch Bedenken tragen müssen, mit Windelband den Unterschied von Naturwissenschaft und Geschichte so zu

bestimmen, daß man sagt, die eine suche Gesetze, die andere Gestalten. Der logisch wesentliche Unterschied wird hiermit nicht getroffen. Nähme man dies wörtlich, so würde zum mindesten ein zu enger Begriff der Geschichte entstehen und außerdem der Schwerpunkt der Geschichte als Wissenschaft verschoben werden. Sehr oft sucht die Geschichte keine Gestalten, und auch wenn sie es wie in Biographien tut, so läßt sich hieraus nicht ihr logisches Wesen verstehen. Ja, kein schlimmeres Mißverständnis des Satzes, daß die Geschichte individualisierend verfährt, ist denkbar, als wenn man ihn der Behauptung gleichsetzt, sie sei eine „Summe von Biographien“ und habe künstlerisch abgerundete Porträts zu liefern. Der wissenschaftliche Charaker der Geschichte ist allein in der Art, wie sie ihre oft ganz unanschaulichen Begriffe bildet, zu finden, und nur von dem Gesichtspunkt aus, wie sie die Anschauung in Begriffe umsetzt, kann sie logisch verstanden werden.

Das formale Prinzip der Geschichte, das sie zur Wissenschaft macht, hat also mit den Prinzipien der künstlerischen Gestaltung garnichts zu tun und kann auch nie der bloßen Anschauung entnommen werden. Aus diesem Grunde ist auch der Ausdruck der „Wirklichkeitswissenschaft“ mit großer Vorsicht zu gebrauchen. Die alte Alternative, daß die Geschichte entweder Individualitäten darstelle und dann zur Kunst werde, oder Wissenschaft sei und dann generalisierend verfahren müsse, ist ganz falsch. Ehe die Geschichte mit dem Teil ihrer Tätigkeit beginnen kann, der dem Verfahren des Künstlers in der angegebenen Weise verwandt ist, oder ehe sie ihre Begriffe überhaupt mit Anschauung umkleidet, um so die Vergangenheit nacherlebbar zu machen und uns die Wirklichkeit möglichst nahe zu bringen, muß sie erstens

wissen, welche von den unübersehbar vielen Objekten, aus denen die Wirklichkeit besteht, sie darzustellen hat, und zweitens, welche Teile aus der unübersehbaren Mannigfaltigkeit jedes einzelnen Objektes für sie wesentlich sind, und dazu bedarf auch sie, wie die Naturwissenschaft, ihres „a priori", ihres „Vorurteils". Nur mit seiner Hilfe kann sie das heterogene Kontinuum des wirklichen Geschehens begrifflich beherrschen. Mag also in den Teilen, in denen die Geschichte sich an die Phantasie wendet, sie anschauliche Bilder hervorbringen — der Rahmen, innerhalb dessen sich diese Tätigkeit bewegt, die Gesichtspunkte, welche den Zusammenhang und die Gliederung des Stoffes bedingen, die Entscheidung darüber, was historisch bedeutsam ist und was nicht, kurz das, was erst den wissenschaftlichen Charakter der Geschichte ausmacht, ist in dem anschaulichen Material selbst nicht enthalten und hat vollends mit Kunst nicht das Geringste zu tun. Der Historiker kann seine rein wissenschaftlichen Aufgaben restlos auch ohne künstlerische Mittel lösen, so erfreulich es sein mag, wenn etwas vom Künstler in ihm steckt. Daher müssen wir fragen, wie ist Geschichte, wenn sie das Einmalige, Besondere und Individuelle darzustellen hat, als Wissenschaft möglich?

X.

Die historischen Kulturwissenschaften.

Das Problem, um das es sich jetzt handelt, wollen wir als das der historischen Begriffsbildung bezeichnen, da wir ja unter Begriff mit einer Erweiterung des Sprachgebrauches jede Zusammenfassung der wissenschaftlich wesentlichen Bestandteile einer Wirklichkeit verstehen. Diese Erweiterung ist berechtigt, so bald

man eingesehen hat, daß begreifen und generalisieren nicht zusammenfallen können. Es gilt also, das leitende Prinzip der Begriffe zu finden, deren Inhalt ein Besonderes und Individuelles ist. Von der Antwort auf diese Frage aber hängt nicht nur der formale Charakter der Geschichtswissenschaft, sondern schließlich auch die Rechtfertigung der materialen Einteilung in Natur- und Kulturwissenschaften ab. Die Einteilung nämlich ist gerechtfertigt, wenn, wie ich glaube, sich zeigen läßt, daß eben derselbe Begriff der Kultur, mit Hilfe dessen wir die beiden Gruppen von Objekten der Wissenschaften gegen einander abgrenzen konnten, zugleich auch das Prinzip der historischen oder der individualisierenden Begriffsbildung bestimmt. Wir kommen also jetzt endlich dazu, den Zusammenhang zwischen dem formalen und dem materialen Einteilungsprinzip aufzuzeigen und damit das Wesen der historischen Kulturwissenschaft zu verstehen.

Dieser Zusammenhang ist im Grunde einfach und muß uns sofort deutlich werden, wenn wir nun fragen, welche Objekte es denn sind, die wir nicht nur naturwissenschaftlich begreifen, sondern auch historisch individualisierend kennen lernen und verstehen wollen. Wir werden nämlich finden, daß wir an den Wirklichkeiten, mit denen keine Werte verknüpft sind, und die wir daher nur als „Natur" in dem zuerst angegebenen Sinne betrachten, in den meisten Fällen auch nur ein im logischen Sinne naturwissenschaftliches Interesse haben, daß also bei ihnen für uns die einzelne Gestaltung nicht in ihrer Individualität, sondern gewöhnlich nur als Exemplar für einen mehr oder minder allgemeinen Begriff in Frage kommt. Mit den Kulturvorgängen dagegen und denen, die wir zu ihnen als Vorstufen oder dergleichen in Beziehung setzen, verhält es sich vollkommen anders, d. h. unser Interesse ist hier auch

auf das Besondere und Individuelle und dessen einmaligen Verlauf gerichtet, also wir wollen sie auch historisch individualisierend kennen lernen.

Damit ist uns der allgemeinste Zusammenhang zwischen dem materialen und dem formalen Einteilungsprinzip gegeben, und auch den Grund dieses Zusammenhanges begreifen wir leicht. Die Kulturbedeutung eines Objektes beruht nämlich, soweit es als Ganzes in Betracht kommt, nicht auf dem, was ihm mit andern Wirklichkeiten gemeinsam ist, sondern gerade auf dem, was es von den andern unterscheidet, und daher muß die Wirklichkeit, die wir mit Rücksicht auf ihr Verhältnis zu den Kulturwerten betrachten, zugleich auch immer auf das Besondere und Individuelle hin angesehen werden. Ja, die Kulturbedeutung eines Vorganges wächst häufig in demselben Maße, je ausschließlicher mit seiner individuellen Gestaltung der betreffende Kulturwert verknüpft ist. Nur die individualisierende historische Behandlung wird also dem Kulturvorgang gerecht, sobald seine Bedeutung für die Kulturwerte in Frage steht. Als Natur angesehen und unter allgemeine Begriffe oder Gesetze gebracht, würde er ein gleichgültiges Gattungsexemplar werden, für das ebenso gut ein anderes derselben Gattung eintreten könnte, und seine naturwissenschaftliche oder generalisierende Behandlung kann uns daher nicht befriedigen. Sie ist zwar auch möglich, da jede Wirklichkeit generalisierend aufzufassen ist, aber ihr Erfolg würde in diesem Falle der sein, daß sie das, „was nur gesondert ein Leben hat", um wieder mit Goethe zu reden, „in eine tötende Allgemeinheit zusammenreißt".

Dieser Zusammenhang zwischen Kultur und Geschichte führt uns aber sogleich noch einen Schritt weiter. Er zeigt

uns nicht nur, warum für die Kulturvorgänge die naturwissenschaftliche oder generalisierende Betrachtung für sich allein nicht genügt, sondern auch wie der Begriff der Kultur die Geschichte als Wissenschaft möglich macht, d. h. wie durch ihn eine individualisierende Begriffsbildung zustande kommt, welche aus der bloßen Andersartigkeit, die sich nicht darstellen läßt, eine darstellbare Individualität heraushebt. Wohl hängt nämlich die Bedeutung eines Kulturvorganges durchaus von seiner individuellen Eigenart ab, und wir können daher in der historischen Kulturwissenschaft nicht seine allgemeine „Natur" feststellen wollen, sondern müssen individualisierend verfahren. Aber andererseits ist es doch auch wieder nicht die aller Wirklichkeit anhaftende und wegen ihrer Unübersehbarkeit niemals erkennbare und darstellbare individuelle Mannigfaltigkeit, auf der die Kulturbedeutung eines Objekts beruht, sondern auch vom kulturwissenschaftlichen Standpunkt aus kommt stets nur ein Teil des individuellen Vorgangs in Frage, ja nur in diesem Teile besteht das, wodurch er für die Kultur ein „Individuum" im Sinne des Einzigen, Eigenartigen und durch keine andere Wirklichkeit Ersetzbaren wird. Das, was er mit den übrigen Exemplaren seiner Gattung im naturwissenschaftlichen Sinne, z. B. wenn es eine geschichtliche Persönlichkeit ist, mit dem „homo sapiens", gemeinsam hat, und außerdem die unübersehbare Fülle seiner für die Kultur gleichgültigen individuellen Besonderheiten, das Alles stellt der Historiker nicht dar.

Daraus ergibt sich, wie auch für die historischen Wissenschaften von Kulturvorgängen die Wirklichkeit in wesentliche und unwesentliche Bestandteile, nämlich in historisch bedeutsame Individualitäten und bloßes Anderssein zerfällt, und das leitende Prinzip,

das wir für die historische Begriffsbildung, d. h. für die Umformung des heterogenen Kontinuums der Wirklichkeit unter Beibehaltung ihrer Individualität und Besonderheit suchten, haben wir somit wenigstens in seiner allgemeinsten, wenn auch noch unbestimmten Gestalt gewonnen. Wir können jetzt zwei Arten des Individuellen als bloße Andersartigkeit und als Individualität im engeren Sinne voneinander scheiden. Die eine Individualität fällt mit der der Wirklichkeit selbst zusammen und geht in keine Wissenschaft ein. Die andere ist eine bestimmte Auffassung der Wirklichkeit und kann daher in Begriffe aufgenommen werden. Aus der unübersehbaren Fülle der individuellen, d. h. andersartigen Objekte berücksichtigt der Historiker zunächst nur die, welche in ihrer individuellen Eigenart entweder selbst Kulturwerte verkörpern oder mit ihnen in Beziehung stehen, und aus der unübersehbaren Fülle, die jedes einzelne Objekt in seiner Andersartigkeit ihm darbietet, wählt er sodann wiederum nur das aus, woran die Bedeutung für die Kulturentwicklung hängt, und worin die geschichtliche Individualität zum Unterschiede von der bloßen Andersartigkeit besteht. Für die historische Begriffsbildung liefert der Begriff der Kultur also das Prinzip zur Auswahl des Wesentlichen ebenso, wie der Begriff der Natur als der Wirklichkeit mit Rücksicht auf das Allgemeine dies für die Naturwissenschaften tut. Durch die Werte, die an der Kultur haften, wird der Begriff einer darstellbaren historischen Individualität erst konstituiert.

Die angegebene Art der Begriffsbildung ist ebenso wie die Scheidung der beiden Arten des Individuellen bisher in der Logik nicht beachtet worden, und man kann sie leicht übersehen, denn es treten, wie ich ausdrücklich hervorheben möchte, die historischen Begriffe, welche die histo-

rischen Individualitäten enthalten und sie aus der überall individuellen Wirklichkeit herauslösen, nicht so deutlich und klar zutage, wie das bei den naturwissenschaftlichen Begriffen der Fall ist. Den Grund dafür kennen wir bereits. Nur selten werden sie wie die allgemeinen Begriffe in abstrakten Formeln oder Definitionen dargestellt. Der Inhalt, aus dem sie bestehen, wird vielmehr meist von der Geschichtswissenschaft mit einer Fülle von anschaulichem Material sozusagen bekleidet. In einem anschaulichen Bilde bisweilen geradezu versteckt lernen wir sie kennen, für dessen Entwerfung sie nur das Schema und den Leitfaden geben, und wir sind dann geneigt, das Bild für die Hauptsache zu halten und in ihm ein Abbild der individuellen Wirklichkeit zu sehen. So konnte man sich darüber täuschen, welcher logische Prozeß den zum Teil anschaulichen Darstellungen der Geschichte zugrunde liegt und über das, was historisch wesentlich ist, entscheidet, ja man konnte wohl gar denken, daß hier überhaupt kein Prinzip der Auswahl vorhanden sei. Weil man dann mit Recht annahm, daß die bloße „Beschreibung" des Einzelnen noch keine Wissenschaft gibt, kam man auf den Gedanken, daß die Geschichte erst zum Range einer Wissenschaft erhoben werden müsse, und weil man nur das eine Prinzip der Begriffsbildung kannte, empfahl man ihr die generalisierende Methode der Naturwissenschaft. Auf diesem Wege war es natürlich unmöglich, das Wesen der Geschichtswissenschaft zu verstehen. Zugleich erklärt es sich aber aus dem Uebersehen des individualisierenden Auswahlprinzips, daß vielfach den widersinnigen Versuchen, aus der Geschichte eine Naturwissenschaft zu machen, auch von logischer Seite, die nur das eine Prinzip der generalisierenden Auswahl herausgearbeitet hatte, zugestimmt worden ist.

Freilich werden auch viele Historiker nicht zugeben wollen, daß das hier entwickelte logische Prinzip das Wesen ihrer Tätigkeit in richtiger Weise zum Ausdruck bringt, d. h. erst die Scheidung der historischen Individualität von der unwesentlichen Andersartigkeit ermöglicht, sondern sie werden meinen, daß sie außer einer Wiedergabe der Wirklichkeit nichts zu leisten hätten. Hat doch einer ihrer größten Meister ihnen ausdrücklich die Aufgabe zugewiesen, darzustellen, „wie es eigentlich gewesen".

Aber das beweist gegen die Richtigkeit meiner Ausführungen nichts. Gewiß war gegenüber einer Darstellung, die entweder mit subjektiver Willkür die Tatsachen fälschte oder mit Lob und Tadel ihre Erzählung durchbrach, das Verlangen Rankes nach „Objektivität" berechtigt, und besonders im Gegensatz zur willkürlichen Geschichtskonstruktion mußte auf den notwendigen Respekt vor den Tatsachen hingewiesen werden. Darum zu meinen, daß die historische Objektivität in einer bloßen Wiedergabe der Tatsachen ohne ein leitendes Prinzip der Auswahl besteht, geht jedoch nicht an, selbst wenn Ranke es geglaubt haben sollte. In dem „wie es eigentlich gewesen" steckt ebenso wie in dem „idiographischen" Verfahren ein Problem und keine Problemlösung. Wir werden dabei an eine bekannte Formel für die naturwissenschaftliche Methode erinnert, die ein Gegenstück zu Rankes Formel bildet. Wenn Kirchhoff es als Aufgabe der Mechanik bezeichnet, „die in der Natur vor sich gehenden Bewegungen vollständig und auf die einfachste Weise zu beschreiben", so ist damit ebenfalls noch nicht viel gesagt, denn das ist gerade die Frage, wodurch eine „Beschreibung" „vollständig" wird, und worin die „einfachste Weise" besteht. Solche Wendungen dienen nur zur Verdeckung der

Probleme, nicht zu ihrer Lösung, und so sehr die Logik sich an den Werken der großen Forscher orientieren muß, so wenig braucht sie sich daher an deren Worte über das Wesen ihrer eigenen Tätigkeit zu halten. Mit Recht sagt Alfred Dove [1] von Ranke, daß er der einseitigen Teilnahme nicht durch Neutralität, sondern durch Universalität des Mitgefühls entgangen sei; also selbst der Meister der „objektiven" Geschichte bleibt nach diesem Ausspruche seines besten Kenners auch als Forscher doch immer der mitfühlende Mensch, und er ist dadurch vom Naturforscher, in dessen wissenschaftlicher Arbeit das „Mitgefühl" keine Rolle spielen kann, prinzipiell verschieden. Für den Historiker, dem es gelänge, sein Selbst auszulöschen, wie Ranke es sich gewünscht hat, für den gäbe es keine Geschichte mehr, sondern nur ein sinnloses Gewimmel von lauter bloß andersartigen Gestaltungen, die alle gleich bedeutungsvoll oder bedeutungslos wären, und von denen keine ein historisches Interesse darböte.

Seine „Geschichte", d. h. seinen einmaligen Werdegang hat, wenn wir alles Seiende als bedeutungsfrei und ohne Beziehung zu Werten ansehen, ein jedes Ding in der Welt, ebenso wie jedes seine „Natur" hat, d. h. unter allgemeine Begriffe oder Gesetze gebracht werden kann, und schon der Umstand, daß wir Geschichte meist nur von Menschen schreiben wollen und können, zeigt daher, daß wir dabei von Werten geleitet sind, und daß es ohne sie keine Geschichtswissenschaft geben würde. Daß hierüber überhaupt eine Täuschung möglich ist, liegt nur daran, daß die Scheidung in Wesentliches und Unwesentliches mit Rücksicht auf die Kulturwerte zum größten Teil von den Autoren, die das historische Material überliefern,

[1] Ranke und Sybel in ihrem Verhältnis zu König Max, 1895. Ausgewählte Schriftchen, vornehmlich historischen Inhalts. 1898, S. 191 ff.

bereits vollzogen ist oder sich für den Mann der empirischen Forschung als so „selbstverständlich“ vollzieht, daß er garnicht bemerkt, was hier vorgeht. Er verwechselt eine Auffassung der Wirklichkeit mit der Wirklichkeit selbst. Das Wesen dieser Auffassung und damit das Selbstverständliche zum ausdrücklichen Bewußtsein zu bringen, ist die Aufgabe der Logik, denn auf diesem Selbstverständlichen beruht der Charakter der individualisierenden Kulturwissenschaft im Gegensatz zur generalisierenden Auffassung der wertindifferenten Natur.

Wir sehen jetzt ein, warum es früher wichtig war, hervorzuheben, daß nur durch den Wertgesichtspunkt die Kulturvorgänge sich von der Natur mit Rücksicht auf ihre wissenschaftliche Behandlung unterscheiden. Allein daraus wird der vom Inhalt der allgemeinen Naturbegriffe abweichende Inhalt der individuellen „Kulturbegriffe“, wie wir jetzt vielleicht sagen dürfen, verständlich, nicht aber aus einer besonderen Art der Wirklichkeit, und um die Eigenart dieses Unterschiedes noch deutlicher hervortreten zu lassen, müssen wir daher im Gegensatz zur Naturwissenschaft, als einer auf den gesetzmäßigen oder allgemein begrifflichen Zusammenhang gerichteten Untersuchung, die sich um Kulturwerte und die Beziehung ihrer Objekte zu ihnen nicht kümmert, das historisch-individualisierende Verfahren ausdrücklich als ein wertbeziehendes bezeichnen.

Was dieses Wort bedeutet, ist klar. Jeder Historiker wird es als Vorwurf gegen seine Wissenschaftlichkeit empfinden, wenn man ihm sagt, daß er das Wesentliche nicht vom Unwesentlichen unterscheiden könne. Er wird daher auch ohne weiteres zugeben, daß er nur das darzustellen hat, was „wichtig“, „bedeutsam“, „interessant“ ist, oder wie man sonst sagen mag, und er wird geringschätzig auf den blicken, der froh ist, wenn er Regenwürmer findet. Das

alles ist in dieser Form so selbstverständlich, daß man es nicht ausdrücklich zu sagen braucht. Trotzdem steckt gerade darin ein Problem, und dies Problem kann nur dadurch gelöst werden, daß man die Beziehung der geschichtlichen Objekte auf die Werte zum Bewußtsein bringt, die an den Gütern der Kultur haften. Wo diese Beziehung fehlt, da sind die Ereignisse eben „unwichtig“, „bedeutungslos“, „langweilig“, und da gehören sie nicht in die geschichtliche Darstellung hinein, während es für die Naturwissenschaft Unwesentliches in diesem Sinne nicht gibt. Es wird also durch das Prinzip der Wertbeziehung nur etwas ausdrücklich formuliert, das jeder implicite behauptet, wenn er sagt, daß der Historiker verstehen müsse, das „Wichtige“ vom „Bedeutungslosen“ zu scheiden.

Trotzdem ist der Begriff der Wertbeziehung noch nach einer anderen Seite hin klar zu stellen und besonders als ein rein theoretischer Begriff gegen solche Begriffe abzugrenzen, mit denen er verwechselt werden könnte, damit nicht der Anschein entsteht, als würden hier der Geschichte Aufgaben gestellt, die sie als Wissenschaft von sich weisen dürfte und müßte. Es ist ein weit verbreitetes Dogma, daß jeder Wertgesichtspunkt wenigstens aus den Einzelwissenschaften auszuschließen sei. Man habe sich auf das zu beschränken, was wirklich ist. Ob die Dinge wertvoll sind oder nicht, gehe den Historiker nichts an. Was ist hierzu zu sagen?

In gewissem Sinne ist dies vollkommen zutreffend. Der Historiker hat in der Tat nicht zu entscheiden, ob die Dinge wertvoll sind oder nicht, sondern nur darzustellen, was wirklich gewesen ist, denn er ist ein theoretischer, nicht ein praktischer Mensch, und wir müssen daher noch zeigen, daß unser Begriff der Geschichte diesen

Sätzen, wenn sie richtig verstanden werden, in keiner Weise widerspricht. Zu diesem Zwecke wird es gut sein, das, was wir über W e r t und W i r k l i c h k e i t und ihr Verhältnis zu einander mit Rücksicht auf den Begriff der Kultur bisher ausgeführt haben, zunächst noch einmal zusammenzufassen.

Werte sind keine Wirklichkeiten, weder physische noch psychische. Ihr Wesen besteht in ihrer G e l t u n g, nicht in ihrer T a t s ä c h l i c h k e i t. Doch sind Werte mit Wirklichkeiten v e r b u n d e n, und von diesen Verbindungen haben wir zwei schon früher kennen gelernt. Der Wert kann erstens an einem O b j e k t e so haften, daß er es dadurch zum G u t e macht, und er kann außerdem mit dem A k t e eines S u b j e k t e s so verknüpft sein, daß dieser dadurch zu einer W e r t u n g wird. Die Güter und die Wertungen lassen sich nun so behandeln, daß man nach der G e l t u n g der mit ihnen verbundenen Werte fragt, also festzustellen sucht, ob ein Gut den Namen des Gutes auch wirklich v e r d i e n t, und ob eine Wertung mit R e c h t vollzogen wird. Doch dies erwähne ich nur, um zu sagen, daß die h i s t o r i s c h e n Kulturwissenschaften, wenn sie Güter und Menschen, die zu ihnen wertend Stellung nehmen, untersuchen, auf s o l c h e Fragen k e i n e Antwort geben können. Hiermit würden sie ja zum Aussprechen von Wertungen kommen, und das W e r t e n d a r f i n d e r T a t n i e d i e g e s c h i c h t l i c h e A u f f a s s u n g s e i n. Darin steckt das unbezweifelbare Recht der Meinung, welche Wertgesichtspunkte aus den empirischen Wissenschaften entfernen will.

Das w e r t b e z i e h e n d e Verfahren, von dem wir sprechen, ist also, wenn es das Wesen der Geschichte als einer theoretischen Wissenschaft zum Ausdruck bringen soll, auf das schärfste vom w e r t e n d e n Verfahren zu

trennen, und das heißt: niemals ist für die Geschichte die G e l t u n g eines Wertes ein Problem, sondern die Werte kommen für sie nur insofern in Betracht, als sie f a k t i s c h von Subjekten gewertet und daher f a k t i s c h gewisse Objekte als Güter betrachtet werden. Auch wenn die Geschichte es also mit Werten zu tun hat, so ist sie doch k e i n e w e r t e n d e W i s s e n s c h a f t. Sie stellt vielmehr lediglich fest, was i s t. Es ist nicht richtig, daß, wie Riehl[1] einwendet, etwas „auf Werte beziehen" und es „bewerten" ein und der nämliche unteilbare Urteilsakt des Geistes sei. Im Gegenteil, es liegen hier zwei in ihrem logischen Wesen prinzipiell voneinander v e r s c h i e d e n e Akte vor, auf deren Verschiedenheit man bisher leider nicht genug geachtet hat. Die theoretische W e r t b e z i e h u n g bleibt im Gebiet der T a t s a c h e n f e s t s t e l l u n g, die praktische Wertung dagegen nicht. Es ist eine Tatsache, daß Kulturmenschen bestimmte Werte als Werte anerkennen und danach streben, Güter hervorzubringen, an denen diese Werte haften. Nur mit Rücksicht auf diese T a t s a c h e, die der Historiker meist stillschweigend voraussetzt und voraussetzen muß, nicht etwa mit Rücksicht auf die G e l t u n g der Werte, nach der er als Mann der empirischen Wissenschaft nicht zu fragen braucht, zerfallen für die Geschichte die Wirklichkeiten in w e s e n t l i c h e und u n w e s e n t l i c h e Bestandteile. Auch wenn keiner der von den Kulturmenschen gewerteten Werte g e l t e n sollte, bleibt es doch auf jeden Fall richtig, daß für die Verwirklichung der faktisch gewerteten Werte oder für die Entstehung von Gütern, an denen diese Werte haften, nur eine bestimmte Anzahl von Objekten b e d e u t s a m sind, und daß an diesen Objekten wiederum nur ein bestimmter Teil

[1] Logik und Erkenntnistheorie. Die Kultur der Gegenwart. I, 6. 1907. S. 101.

ihres Inhalts dafür in Betracht kommt. Also auch ohne Wertungen durch den Historiker entstehen historische Individualitäten.

Dabei wird selbstverständlich nicht allein das historisch wichtig und bedeutsam, was die Realisierung von Kulturgütern fördert, sondern ebenso das, was sie hemmt. Nur das Wertindifferente wird als unwesentlich ausgeschieden, und schon dieser Umstand sollte genügen, um zu zeigen, daß ein Objekt als bedeutsam für die Werte und die Realisierung von Kulturgütern bezeichnen, garnicht heißt, es werten, denn die Wertung muß immer entweder positiv oder negativ sein. Ueber den positiven oder negativen Wert, den eine Wirklichkeit hat, kann Streit herrschen, auch wenn ihre auf der Wertbeziehung beruhende Bedeutsamkeit außer Frage steht. So vermag z. B. der Historiker als Historiker nicht zu entscheiden, ob die französische Revolution Frankreich oder Europa gefördert oder geschädigt hat. Das wäre eine Wertung. Dagegen wird kein Historiker im Zweifel darüber sein, daß die unter diesem Namen zusammengefaßten Ereignisse für die Kulturentwicklung Frankreichs und Europas bedeutsam und wichtig gewesen sind, und daß sie daher in ihrer Individualität als wesentlich in die Darstellung der europäischen Geschichte aufgenommen werden müssen. Das ist keine praktische Wertung, sondern eine theoretische Beziehung auf Werte. Kurz, Werten muß immer Lob oder Tadel sein. Auf Werte beziehen ist keins von beiden.

Also gerade dies ist unsere Meinung. Wenn die Geschichte Lob oder Tadel ausspricht, überschreitet sie ihre Grenze als Seinswissenschaft, denn Lob oder Tadel läßt sich nur mit Hilfe eines Maßstabes von Werten begründen, deren Geltung nachgewiesen ist, und das kann nicht

Aufgabe der Geschichte sein. Darum wird freilich niemand dem Historiker verbieten wollen, auch wertend zu den Vorgängen Stellung zu nehmen, die er erforscht. Es gibt sogar vielleicht nicht ein einziges historisches Werk von Bedeutung, das ganz frei von positiven oder negativen Wertungen ist. Nur das ist hervorzuheben, daß das Werten nicht zum Begriff der historischen Begriffsbildung gehört, sondern daß durch die Beziehung auf den leitenden Kulturwert lediglich die historische Wichtigkeit oder Bedeutsamkeit der Vorgänge zum Ausdruck gebracht wird, die garnicht mit ihrem positiven oder negativen Wert zusammenfällt, und daß also eine individualisierende Begriffsbildung zwar nicht ohne theoretische Wertbeziehung, wohl aber ohne praktische Wertung logisch möglich ist. Riehl hat völlig recht, wenn er sagt, ein und dieselbe geschichtliche Tatsache gewinne, je nach der Verschiedenheit des Zusammenhanges, in dem der Historiker sie betrachtet, sehr verschiedene Akzente, ihr objektiver Wert dagegen bleibe derselbe. Das spricht jedoch nicht etwa, wie Riehl meint, gegen die hier vorgetragene Ansicht, sondern dient nur zu ihrer Bestätigung. Der „objektive Wert" geht den Historiker, soweit er nur Historiker ist, nichts an, d. h. er hat nach seiner Geltung nicht zu fragen, und gerade deshalb kann mit der Verschiedenheit des Zusammenhangs, d. h. mit der Verschiedenheit der leitenden Wertgesichtspunkte, unter denen der Historiker das Objekt theoretisch betrachtet, auch der „Akzent", d. h. die Bedeutung des Objektes für die verschiedenen, von verschiedenen Kulturwerten geleiteten Einzeldarstellungen verschieden sein.

Ebenso dient ein Einwand von Ed. Meyer [1] nur dazu, meine Ansicht vom Wesen der historischen Begriffsbildung

[1] Zur Theorie und Methodik der Geschichte. 1902.

zu erläutern und zu befestigen. Ich habe, um zu zeigen, wie der Wertgesichtspunkt die Auswahl des Wesentlichen bedingt, darauf hingewiesen, daß die Ablehnung der deutschen Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. historisch wesentlich, der Schneider, der seine Röcke machte, dagegen historisch gleichgültig sei[1]. Wenn Meyer dem entgegenstellt, daß freilich der betreffende Schneider für die politische Geschichte wohl immer gleichgültig bleiben werde, wir uns aber sehr wohl vorstellen könnten, daß er in einer Geschichte der Moden oder des Schneidergewerbes oder der Preise historisch wesentlich werde, so ist das gewiß richtig, und insofern hätte ich statt des Schneiders als Beispiel eine andere Wirklichkeit wählen sollen, die für keine geschichtliche Darstellung wesentlich werden kann, oder die Unwesentlichkeit des Schneiders für die politische Geschichte ausdrücklich hervorheben müssen. Abgesehen davon aber beweist doch gerade der Satz Meyers, daß mit dem Wechsel des leitenden Kulturwertes auch der Inhalt der historischen Darstellung sich ändert, und daß also die theoretische Beziehung auf den Kulturwert die historische Begriffsbildung bestimmt. Es zeigt sich zugleich von neuem, daß die Beurteilung des objektiven Wertes ganz etwas anderes ist, als die historische Beziehung auf den Wert, denn sonst könnten nicht dieselben Objekte für die eine Darstellung wesentlich, für die andere unwesentlich sein.

Ist das Wesen der theoretischen Wertbeziehung und ihr Unterschied von der „praktischen" Wertung einmal klar, so braucht niemand zu fürchten, er komme, wenn er die Charybdis der alle Individualitäten verschlingenden generalisierenden Methode vermeiden wolle, in die Scylla der

[1] Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. S. 325, 2. Aufl. S. 290 f.

unwissenschaftlichen Wertungen hinein und gehe dann als wissenschaftlicher Mensch ganz zugrunde. Diese Sorge hat wohl am meisten dazu beigetragen, daß die Historiker sich gegen die Anerkennung der Wertbeziehung als eines unentbehrlichen Faktors ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit sträuben, und dementsprechend glaubte andrerseits Lamprecht[1] triumphierend auf diese Schrift hinweisen zu dürfen. Er meinte, daß nach meiner „ehrlichen" Darlegung der historischen Methode auch der Uneingeweihteste den grellen Widerspruch zum wirklichen wissenschaftlichen Denken nicht mehr verkennen könne, und er wünschte darum meiner Schrift unter Historikern die allerweiteste Verbreitung, offenbar in der Meinung, sie würden, nachdem sie eingesehen haben, daß ihr Verfahren Wertbeziehungen voraussetzt, sich zu seinem „naturwissenschaftlichen" und angeblich wertfreien Verfahren bekehren. Es muß jetzt klar sein, warum die Scheu vor Wertgesichtspunkten in der Geschichte ebenso unberechtigt ist wie Lamprechts Triumph. Wertungen, die unwissenschaftlich wären, kann die individualisierende Geschichte so gut vermeiden wie die Naturforschung. Nur durch die theoretische Wertbeziehung steht sie zu ihr in Gegensatz, aber dadurch wird ihre Wissenschaftlichkeit nicht in Frage gestellt.

Um das Wesen und besonders die Bedeutung der Wertbeziehung für die Geschichtswissenschaft klar zu legen, füge ich noch folgendes hinzu. Zunächst eine terminologische Bemerkung. Da man sich daran gewöhnt hat, jede Betrachtung unter Wertgesichtspunkten „teleologisch" zu nennen, so könnte man in der Geschichte statt von wertbeziehender auch von teleologischer Begriffsbildung sprechen, und ich selbst habe das früher getan. Doch wird es besser sein, dies vieldeutige und mißverständliche Wort

[1] Literarisches Zentralblatt. 1899. Nr. 2.

entweder ganz zu vermeiden oder seine Bedeutung genau anzugeben und abzugrenzen[1]. Es muß nämlich nicht nur die theoretische Wertbeziehung streng von der Wertung unterschieden werden, sondern es darf auch nicht der Anschein entstehen, als solle durch eine „teleologische" Begriffsbildung in der Geschichte irgend etwas aus den bewußten Zwecksetzungen der Personen, von denen sie handelt, *erklärt* werden. Die Frage, ob dies möglich ist, geht uns in diesem Zusammenhange nichts an, denn sie bezieht sich auf den *Inhalt* der Geschichte. Hier ist nur der methodische Gesichtspunkt zum Bewußtsein zu bringen, mit Hilfe dessen die Geschichte das heterogene Kontinuum der Wirklichkeit so formt, daß sie individuelle Gebilde umgrenzt. Worin der Inhalt dieser Gebilde besteht, kann die Wissenschaftslehre nicht entscheiden.

Vollends darf unter „Geschichtsteleologie" nichts verstanden werden, was mit der *kausalen* Auffassung der Wirklichkeit in Konflikt kommen könnte, und es ist daher irreführend, die methodologischen Fragen, die hier erörtert werden, unter die Alternative *Kausalität oder Teleologie* zu bringen[2]. Auch die individualisierende und wertbeziehende Geschichte hat die kausalen Zusammenhänge zu untersuchen, die zwischen den von ihr behandelten einmaligen und individuellen Vorgängen bestehen, und die nicht mit den allgemeinen *Naturgesetzen* zusammenfallen, so sehr man zur Darstellung der *indi-*

[1] Dies habe ich auch in der zweiten Auflage der Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung durchgeführt (S. 333 ff.), und man sollte daher nicht mehr sagen, ich bezeichne das historische Verfahren als „teleologisch". Zur Klärung der Sache kann das nicht beitragen, da ich das, was man für gewöhnlich „Geschichtsteleologie" nennt, grade ablehne.

[2] Vergl. M. *Adler*, Kausalität und Teleologie im Streite um die Wissenschaft. 1904. Das Buch, das zum Teil der Bekämpfung meiner Ansichten dient, ist übrigens besser als sein Titel.

viduellen Kausalverhältnisse[1] auch der allgemeinen Begriffe als Begriffs*elemente* historischer Begriffe bedürfen mag. Nur darauf kommt es an, daß das methodische Prinzip der *Auswahl* des *Wesentlichen* in der Geschichte, auch bei der Frage nach den *Ursachen*, von Werten abhängig ist, insofern nur die in ihrer Eigenart für die Realisierung der Güter *bedeutsamen* Ursachen in Betracht kommen, und diese „Teleologie" kann in keine Art von Gegensatz zur Kausalität gestellt werden.

Das Wesen der wertbeziehenden Begriffsbildung wird noch mehr zutage treten, wenn wir daran erinnern, daß allein mit ihrer Hilfe die historischen Vorgänge sich als die Stadien einer *Entwicklungsreihe* darstellen lassen. Der vieldeutige Begriff der „Entwicklung", der allgemein als die eigentlich *historische* Kategorie anerkannt wird, ist nämlich in der Geschichte durchaus von demselben Prinzip beherrscht, in dem wir den leitenden Gesichtspunkt der historischen Begriffsbildung überhaupt gefunden haben. Wir können unter historischer Entwicklung erstens nicht das verstehen, was sich beliebig oft *wiederholt*, wie die Entwicklung des Huhnes im Ei, sondern es kommt dabei immer ein *einmaliger* Werdegang in seiner Besonderheit in Betracht, und zweitens können wir diesen Werdegang nicht als eine Reihe vollkommen wertindifferenter Veränderungsstadien auffassen, sondern nur als eine Reihe von *Stufen*, die mit Rücksicht auf ein bedeutsames Ergebnis selbst bedeutsam werden, insofern der Akzent, den ein Ereignis durch Wertbeziehung erhält, sich auf seine Vorbedingungen *überträgt*.

[1] Vergl. Sergius *Hessen*, Individuelle Kausalität. Studien zum transzendentalen Empirismus. 1909. Die Schrift knüpft an meinen Begriff der historischen Kausalität an und bildet ihn in interessanter Weise weiter.

Es ist also lediglich ein umfassenderer Ausdruck, der zugleich auf das nie rastende Werden der Wirklichkeit Rücksicht nimmt, wenn wir sagen, daß nur durch die individualisierende und wertbeziehende Begriffsbildung eine Entwicklungsgeschichte der Kulturvorgänge entsteht. Genau ebenso wie der Kulturwert die Individualität im engeren Sinne, d. h. den Inbegriff des durch seine Eigenart Bedeutsamen, aus der bloßen Andersartigkeit eines wirklichen Objektes heraushebt, so schließt er auch die geschichtlich wesentlichen Bestandteile eines zeitlich verlaufenden und kausal bestimmten Werdeganges zu einer historisch wichtigen individuellen Entwicklung zusammen.

Mit Hilfe dieses Begriffes der historischen Entwicklung läßt sich dann ferner beurteilen, was von der Behauptung zu halten ist, der Historiker treffe die Auswahl aus seinem Stoffe nach Graden historischer Wirksamkeit. An und für sich kann dieser Satz etwas Richtiges meinen, denn die historische Bedeutung vieler Ereignisse beruht in der Tat ausschließlich auf ihren Wirkungen, die sie auf Kulturgüter ausüben, und so ist es oft nicht einzusehen, wie etwas historische Bedeutung erlangen soll, was sich nicht als wirkendes Glied in eine historisch bedeutsame Entwicklungsreihe einordnen läßt. Aber der Satz wird sofort falsch, wenn er sich gegen die Ansicht wendet, daß Wertgesichtspunkte für die Auswahl des Stoffes maßgebend sind. Die historische Wirksamkeit kann nicht mit der bloßen wertindifferenten Wirksamkeit überhaupt zusammenfallen, d. h. die Wirksamkeit kann für sich allein niemals das Kriterium dafür abgeben, was geschichtlich wesentlich ist. Irgendwelche Wirkungen übt ja jeder beliebige Vorgang aus. Wenn ich mit dem Fuß aufstampfe, zittert der Sirius, hat man gesagt, und doch ist

diese Wirkung, wie die meisten andern, historisch ganz unwesentlich. „Historisch wirksam“ ist vielmehr nur das, was historisch bedeutsame Wirkungen ausübt, und das heißt wieder nichts anderes, als daß ein Kulturwert maßgebend ist für die Auswahl des geschichtlich Wesentlichen. Erst wenn auf Grund einer theoretischen Wertbeziehung bereits feststeht, was geschichtlich wesentlich ist, kann man rückwärtsblickend nach den Ursachen oder vorwärtsblickend nach den Wirkungen fragen und dann das in die Darstellung aufnehmen, was durch seine Eigenart das Zustandekommen des historisch wesentlichen Ereignisses bewirkt hat.

Wenn man also wie Ed. Meyer[1] und mit ihm Riehl[2] sagt, nicht nach Wertgesichtspunkten, sondern nach Graden historischer Wirksamkeit werde die Auswahl des Wesentlichen in der Geschichte getroffen, so ist das ein ganz falscher Gegensatz, dessen Unhaltbarkeit nur durch die Zweideutigkeit des Ausdrucks „historisch wirksam“ verdeckt wird. Der Satz, die Geschichte habe das historisch Wirksame darzustellen, ist, wenn er richtig sein soll, nur eine andere Formulierung dafür, daß sie es mit den für die Kulturwerte wesentlichen Wirkungen zu tun hat, und weil niemals das Prinzip der bloßen Wirksamkeit das Prinzip der Wertbeziehung ersetzen kann, so ziehen wir unsern Ausdruck vor, denn er allein bezeichnet das unzweideutig, worauf es ankommt. Wo der Wertgesichtspunkt fehlt, der darüber entscheidet, welche Wirkungen geschichtlich wesentlich sind, ist mit dem Begriff der historischen Wirksamkeit als Auswahlprinzip garnichts anzufangen.

Der Begriff der historischen Entwicklung ist endlich,

[1] Zur Theorie und Methodik der Geschichte, 1902.
[2] Logik und Erkenntnistheorie, a. a. O. S. 101.

um Mißverständnissen vorzubeugen, ausdrücklich von dem des Fortschrittes zu trennen, und dies hat wieder mit Hilfe des Unterschiedes von Wertung und Wertbeziehung zu geschehen. Enthält die bloße Veränderungsreihe zu wenig, um mit der geschichtlichen Entwicklung gleichgesetzt zu werden, so enthält die Fortschrittsreihe dafür zu viel. „Fortschritt“ meint, wenn das Wort überhaupt eine prägnante Bedeutung haben soll, soviel wie Wertsteigerung, Erhöhung des Wertes der Kulturgüter, und jede Behauptung über Fortschritt oder Rückschritt schließt daher eine positive oder negative Wertung ein. Eine Reihe von Veränderungen einen Fortschritt nennen, heißt oft sogar behaupten, daß jedes folgende Stadium in höherem Maße einen Wert realisiert als das vorangegangene, und eine solche Wertung kann nur der vollziehen, der zugleich etwas über die Geltung des Wertes aussagt, an dem er den Fortschritt mißt. Da aber die Geschichte nach der Geltung der Werte nicht zu fragen hat, sondern lediglich darauf Rücksicht nimmt, daß gewisse Werte faktisch gewertet werden, so kann sie auch niemals entscheiden, ob eine Veränderungsreihe ein Fortschritt oder ein Rückschritt ist. Der Begriff des Fortschritts gehört deswegen in die Geschichtsphilosophie, die den „Sinn“ des historischen Geschehens mit Rücksicht auf die darin verkörperten Werte deutet und die Vergangenheit als wertvoll oder wertfeindlich zu richten unternimmt. Die empirische Geschichtsdarstellung hält sich davon fern. Ein solches Deuten und Richten wäre „ungeschichtlich“ in der spezialwissenschaftlichen Bedeutung des Wortes.

Um diese Ausführungen über den Zusammenhang der individualisierenden Begriffsbildung mit der Wertbeziehung zum Abschluß zu bringen, ist jetzt nur noch ein Punkt

hervorzuheben. Hat der Historiker auch nicht nach der Geltung der Werte zu fragen, die seine Darstellung leiten, so wird er seine Objekte doch auch nicht auf irgendwelche beliebigen Werte beziehen, sondern voraussetzen, daß diejenigen, an die er sich mit seiner geschichtlichen Darstellung wendet, wenn auch nicht diese oder jene bestimmten Güter, so doch die Werte der Religion, des Staates, des Rechts, der Sitten, der Kunst, der Wissenschaft, mit Rücksicht auf welche das geschichtlich Dargestellte wesentlich ist, im allgemeinen als Werte anerkennen oder doch wenigstens als allgemein anerkannte Werte verstehen. Deshalb war es bei Bestimmung des Kulturbegriffes nötig, nicht nur den Wertbegriff überhaupt als entscheidend für die Abgrenzung der Kulturvorgänge gegen die Natur zu betonen, sondern zugleich auch hervorzuheben, daß Kulturwerte entweder allgemein, d. h. von allen gewertet, oder allen Gliedern der Kulturgemeinschaft als gültig wenigstens zugemutet werden.

Diese Allgemeinheit der Kulturwerte erst ist es, welche die Willkür der geschichtlichen Begriffsbildung beseitigt, und auf der also ihre „Objektivität“ beruht. Das historisch Wesentliche darf nicht nur für dieses oder jenes einzelne Individuum, sondern es muß für alle bedeutsam sein. In diesem Begriffe der historischen Objektivität steckt unter philosophischen Gesichtspunkten freilich zugleich noch ein Problem. Doch können wir davon in diesem Zusammenhange absehen. Wir haben es hier nur mit der empirischen Objektivität der Geschichte zu tun, d. h. mit der Frage, ob der Historiker im Gebiet des als Tatsache zu konstatierenden verbleibt, und da muß klar sein, daß auch mit Rücksicht auf die Allgemeinheit der Kulturwerte die empirische Objektivität prinzipiell gesichert ist. Daß nämlich bestimmte Güter innerhalb

einer Kulturgemeinschaft allgemein gewertet werden, oder daß man den Gliedern der Gemeinschaft zumutet, die Wirklichkeiten zu pflegen, an denen diese Werte haften, also die Kultur zu fördern, ist ein Faktum, das sich im Prinzip ebenso gut wie jedes andere Faktum feststellen läßt, und damit kann der Historiker sich begnügen.

Nur eins ist zur Bestimmung des individualisierenden Verfahrens mit Rücksicht auf den Begriff des allgemeinen Kulturwertes jetzt noch ausdrücklich hinzuzufügen. Wenn die im angegebenen Sinne „objektive" historische Darstellung nur von allgemein gewerteten Werten geleitet werden kann, so scheinen schließlich doch diejenigen Recht zu haben, die sagen, daß es von dem Besonderen und Individuellen als solchem eigentlich keine Wissenschaft gibt, und das ist insofern in der Tat richtig, als das Besondere zugleich von allgemeiner Bedeutung sein muß, um in die Wissenschaft einzugehen, und ferner nur das von ihr wissenschaftlich dargestellt wird, worauf diese seine allgemeine Bedeutung beruht. Ja, das ist sogar mit allem Nachdruck zu betonen, damit nicht der Schein entsteht, als bestehe die Geschichte in einer bloßen „Beschreibung" einzelner Tatsachen. Auch die Geschichte ordnet wie die Naturwissenschaft das Besondere einem „Allgemeinen" unter. Aber ebenso gewiß bleibt trotzdem der Gegensatz des generalisierenden Verfahrens der Naturwissenschaft zum individualisierenden Verfahren der Geschichte unberührt. Nicht das allgemeine Naturgesetz oder der allgemeine Begriff, für den jedes Besondere nur ein „Fall" unter beliebig vielen andern ist, sondern der Kulturwert ist das geschichtlich „Allgemeine", und der kann nur an dem Einmaligen und Individuellen sich allmählich entwickeln, d. h. sich mit Wirklichkeiten so verbinden, daß diese dadurch zu Kulturgütern werden. Beziehe ich also eine individuelle Wirklichkeit auf einen allgemeinen Wert, so wird sie dadurch nicht zum Gattungsexemplar eines allgemeinen Begriffs, sondern sie wird in ihrer Individualität bedeutsam.

Ich fasse noch einmal alles zusammen. Zwei Arten empirisch-wissenschaftlicher Arbeit können wir begrifflich so voneinander trennen. Auf der einen Seite stehen die Naturwissenschaften. Das Wort „Natur" charakterisiert sie sowohl mit Rücksicht auf ihren Gegenstand als auch mit Rücksicht auf ihre Methode. Sie sehen in ihren Objekten ein von jeder Wertbeziehung freies Sein und Geschehen, und ihr Interesse ist darauf gerichtet, die allgemeinen begrifflichen Verhältnisse, wenn möglich die Gesetze kennen zu lernen, welche für dieses Sein und Geschehen gelten. Das Besondere ist für sie nur „Exemplar". Dies gilt für die Physik ebenso wie für die Psychologie. Beide machen mit Rücksicht auf Werte und Wertungen keinerlei Unterschied unter den verschiedenen Körpern und Seelen, beide lassen das Individuelle als unwesentlich beiseite, und beide nehmen in ihre Begriffe für gewöhnlich nur das einer Mehrzahl von Objekten Gemeinsame auf. Es gibt auch kein Objekt, das sich dieser naturwissenschaftlichen Behandlung prinzipiell entzieht. Natur ist die wertindifferent und generalisierend aufgefaßte Gesamtwirklichkeit.

Auf der andern Seite stehen die historischen Kulturwissenschaften. Zu ihrer Bezeichnung fehlt uns ein Wort, das dem Ausdruck „Natur" entsprechend sie zugleich sowohl mit Rücksicht auf ihren Gegenstand als auch mit Rücksicht auf ihre Methode charakterisieren könnte. Wir müssen daher zwei Ausdrücke wählen, die den beiden Bedeutungen des Wortes Natur entsprechen. Als Kulturwissenschaften handeln sie von den auf die

allgemeinen Kulturwerte bezogenen Objekten, und als historische Wissenschaften stellen sie deren einmalige Entwicklung in ihrer Besonderheit und Individualität dar, wobei der Umstand, daß es Kulturvorgänge sind, ihrer historischen Methode zugleich das Prinzip der Begriffsbildung liefert, denn wesentlich ist für sie nur das, was in seiner individuellen Eigenart für den leitenden Kulturwert Bedeutung hat. Sie wählen daher individualisierend als „Kultur" etwas ganz anderes aus der Wirklichkeit aus, als die Naturwissenschaften es tun, wenn sie dieselbe Wirklichkeit generalisierend als „Natur" betrachten, da in den meisten Fällen die Bedeutung eines Kulturvorganges gerade auf der Eigenart beruht, die ihn von andern unterscheidet, während umgekehrt das, was ihm mit andern gemeinsam ist, also sein naturwissenschaftliches Wesen ausmacht, der historischen Kulturwissenschaft unwesentlich sein wird.

Was endlich den Gegensatz von Körper und Geist betrifft, so sind es zwar, wenn „geistig" so viel wie psychisch heißen soll, meistens geistige Vorgänge, mit denen die Kulturwissenschaften es zu tun haben, aber der Begriff der „Geisteswissenschaften" grenzt weder die Objekte, noch die Methode gegen die der Naturwissenschaften ab. Deshalb sollte man diesen Ausdruck ganz fallen lassen. Unter der Voraussetzung einer Gleichsetzung des Geistigen mit dem Psychischen hat er für die logische Einteilung der Wissenschaften in die zwei Hauptgruppen jede Bedeutung verloren. Ja, man kann geradezu sagen, daß eine prinzipielle Scheidung von Geist und Körper nur innerhalb der Naturwissenschaften von Bedeutung ist. Die Physik erforscht nur das physische, die Psychologie nur das psychische Sein. Die historischen Kulturwissenschaften dagegen haben gar keine Ver-

anlassung, auf eine solche prinzipielle Scheidung überhaupt zu reflektieren. Sie nehmen in ihre Begriffe Psychisches und Physisches nebeneinander auf, ohne diesen Gegensatz ausdrücklich zu beachten. Mit Rücksicht hierauf ist der Ausdruck „Geisteswissenschaften" geradezu irreführend, solange man den Begriff des Geistes nicht genau bestimmt hat.

Nur wenn man mit dem Worte „Geist" eine Bedeutung verbindet, die sich von der des Ausdrucks „psychisch" prinzipiell unterscheidet, bekommt die Bezeichnung der nicht-naturwissenschaftlichen Disziplinen als Geisteswissenschaften einen Sinn, und eine solche Bedeutung hat das Wort früher gehabt. Aber da verstand man unter Geist etwas, wovon der Begriff eines Wertes unabtrennbar war, nämlich das „höher" entwickelte seelische Leben, das allgemein gewertete Formen und Eigenarten angenommen hat, und diese können nur innerhalb der Kultur entstehen. „Geistig" war also der Mensch zum Unterschied von bloß psychisch insofern, als er Güter wie die der Religion, der Sittlichkeit, des Rechts, der Wissenschaft usw. hochhielt und pflegte, kurz insofern, als er nicht ein bloßes Naturwesen, sondern ein Kulturmensch war. So kommt diese Bedeutung des Wortes „Geisteswissenschaft" im Grunde auf dasselbe hinaus, was wir unter Kulturwissenschaft verstehen, und die Streitfrage wird dann terminologisch. Nur weil die alte Bedeutung von „Geist" heute noch mitklingt, hält man an dem Terminus Geisteswissenschaften in den Kreisen der Einzelforscher fest, was man dort nie tun würde, wenn man darunter die Wissenschaften vom Psychischen verstünde. Dann wäre die Unangemessenheit des Ausdrucks sofort klar. Es verdankt der heutige Gebrauch des Wortes Geisteswissenschaft bei denen, die nicht die Psychologie zur „Grundlage" der Kul-

turwissenschaft machen wollen, somit nur seiner Vieldeutigkeit und damit zugleich einer prinzipiellen Unklarheit sein Dasein.

Auch folgendes muß man im Auge behalten. Was im neunzehnten Jahrhundert als etwas Neues groß geworden ist und seinem wissenschaftlichen Leben, im Gegensatz zu den vorangegangenen naturwissenschaftlichen Jahrhunderten, den Charakter aufprägt, sind nicht in erster Linie die Wissenschaften vom Psychischen gewesen. Das seelische Leben hatte man schon vorher erforscht, und die heutige Psychologie knüpft, so erfreulich ihre Fortschritte auch sein mögen, zum größten Teil an die Psychologie des naturwissenschaftlichen Zeitalters an. Es ist kein Zufall, daß die Psychophysik von einem Manne geschaffen ist, der als Philosoph einen dem Spinozismus nahe verwandten Panpsychismus und jedenfalls eine gar nicht an der Geschichte orientierte Weltanschauung vertrat. Prinzipiell neu sind im neunzehnten Jahrhundert vor allem die Leistungen der großen Historiker gewesen, die das Kulturleben erforschten. Sie haben eine mächtige Anregung von der Philosophie des deutschen Idealismus erhalten, die ihre Probleme hauptsächlich dem geschichtlichen Kulturleben entnahm und dementsprechend auch den Begriff des „Geistes" bestimmte. Da dieser Sprachgebrauch veraltet ist, und das, was man früher Geistesleben nannte, heute geschichtliches Kulturleben genannt wird, so gewinnt der Terminus der historischen Kulturwissenschaften, den wir systematisch begründet haben, auch sein, der heutigen Situation angepaßtes, geschichtliches Recht.

Schließlich führen diese Ueberlegungen wieder zu der früher zurückgeschobenen Frage, welche Art des Seelenlebens nach naturwissenschaftlicher Methode nicht erschöpfend behandelt werden kann, und welches relative

Recht daher die Behauptung besitzt, die Kultur dürfe auch wegen ihres geistigen Charakters nicht der Alleinherrschaft der Naturwissenschaft unterworfen werden. In der Einheit, die dem Seelenleben zukommt, soweit es nur Seelenleben ist, konnten wir den Grund dafür nicht entdecken. Untersuchen wir dagegen das Seelenleben der historisch wesentlichen Kulturpersönlichkeiten und bezeichnen dieses als geistig, so finden wir darin in der Tat eine „geistige" Einheit von ganz eigentümlicher Art, die jeder Bewältigung durch generalisierend gebildete Begriffe spottet. Deshalb kann die Meinung entstehen, es gebe eine spezifisch geisteswissenschaftliche Methode, oder es müsse eine Psychologie geschaffen werden, die sich von der erklärenden, naturwissenschaftlich verfahrenden prinzipiell unterscheidet. Nachdem wir jedoch das Wesen dieser „geistigen" Einheit verstanden haben, können wir diese Meinung als Täuschung durchschauen.

Wenn es gilt, das Seelenleben Goethes oder Napoleons darzustellen, so läßt sich dabei gewiß mit den Begriffen der generalisierenden Psychologie nicht viel anfangen. Hier haben wir in der Tat eine Lebenseinheit, die nicht psychologisch zu „erklären" ist. Aber diese Einheit stammt nicht aus dem „Bewußtsein" als der logischen Einheit des Subjekts, sie stammt auch nicht aus der „organischen" Einheit der Seele, die jedes Ich zu einem geschlossenen Zusammenhang macht, sondern sie beruht allein darauf, daß mit Rücksicht auf Kulturwerte bestimmte psychische Zusammenhänge zu individuellen Einheiten werden, die sofort verschwinden würden, wenn man sie unter allgemeine psychologische Begriffe brächte. Die nicht zu generalisierende „geistige" Lebenseinheit ist also die individuelle Einheit der Kulturpersönlichkeit, die sich mit Rücksicht auf ihre Kulturbedeutung zu einem nicht zu trennen-

den individuellen Ganzen zusammenschließt. Mit dem heute üblichen Gegensatz von Natur und Geist haben demnach diese „Lebenseinheiten“ der Kulturpersönlichkeiten nichts zu tun, und darum muß die Meinung, als bedürften wir, um diese Einheiten zu erforschen, einer „geisteswissenschaftlichen“ Methode oder einer neuen Psychologie, verschwinden. Die geschichtlichen Einheiten sind nicht nur der heute schon vorhandenen naturwissenschaftlichen Psychologie, sondern jeder allgemeinen Theorie des geistigen Lebens entzogen. Solange man an dieser Einheit der Individualität, die auf ihrer Kulturbedeutung beruht, festhält, kann sich ihr Wesen nur dem individualisierenden historischen Verfahren erschließen.

XI.

Die Mittelgebiete.

Durch die Gegenüberstellung der Gesetze oder allgemeine Begriffe suchenden Naturwissenschaften und der historischen Kulturwissenschaften ist demnach, wie ich glaube, der maßgebende Unterschied gefunden, der die empirisch-wissenschaftliche Arbeit in zwei Gruppen teilt. Aber, wie ich bereits sagte, greift sowohl das historische Verfahren in das Gebiet der Naturwissenschaften als auch das naturwissenschaftliche Verfahren in das Gebiet der Kulturwissenschaften über, und hierdurch wird unser Problem erheblich kompliziert. Es sei daher noch einmal mit allem Nachdruck hervorgehoben, daß wir hier nur die Extreme aufzeigen wollten, zwischen denen die wissenschaftliche Arbeit sich in der Mitte bewegt, und damit vollkommen deutlich wird, was wir meinen, und was wir nicht meinen, wollen wir ausdrücklich auch einige Mischformen der wissenschaftlichen Begriffsbildung heranziehen. Doch muß ich mich auf die Andeutung der allgemeinsten logischen

Prinzipien beschränken und kann damit lediglich auf weitere Aufgaben hinweisen, die eine eingehendere Untersuchung zu lösen haben würde[1].

Was die historischen Elemente in den Naturwissenschaften betrifft, so kommt für die neuere Zeit hauptsächlich die Biologie, und zwar die sogenannte phylogenetische Biologie in Frage. Sie versucht bekanntlich, den einmaligen Werdegang der Lebewesen auf der Erde in seiner Besonderheit darzustellen, und ist deshalb auch schon wiederholt als eine historische Wissenschaft bezeichnet worden. Das ist insofern berechtigt, als sie zwar durchweg mit allgemeinen Begriffen arbeitet, diese Begriffe aber so zusammenfügt, daß das Ganze, welches sie untersucht, mit Rücksicht auf seine Einmaligkeit und Besonderheit zum Ausdruck kommt. Historisch ist also diese Biologie nicht etwa, wie Tönnies dies mißverstanden hat, deshalb, weil sie es mit „Entwicklung“ überhaupt zu tun hat. Auch die Embryologie handelt von Entwicklung, aber sie bildet einen allgemeinen Begriff ihres Objekts, der nur das enthält, was sich beliebig oft wiederholt, und daher ist es in der Tat noch niemanden in den Sinn gekommen, den Studien Harveys, Spallanzanis und Caspar Fr. Wolffs über die Entwicklung des Eis, der Spermatozoen und des menschlichen Foetus den naturwissenschaftlichen Charakter abzusprechen. Ja, auch die all-

[1] Diese Untersuchung findet sich in meinem Buche über die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. Vergl. besonders S. 264 ff. und 480 ff., 2. Aufl. S. 235 ff. und S. 429 ff. Wer sich mit meinen Ansichten kritisch auseinandersetzen will, muß die dort entwickelten Gedankengänge berücksichtigen. Sie sind nicht etwa „Zugeständnisse“, wie man sie oft genannt hat, sondern in ihnen liegt geradezu der Schwerpunkt für eine wirklich logisch durchgeführte Methodenlehre der empirischen Einzelwissenschaften, von der wir noch nicht viel besitzen.

gemeine Deszendenztheorie, nach der jede beliebige Art allmählich entstanden ist und eine Art in die andere übergeht, ist durchaus nach generalisierender, also naturwissenschaftlicher Methode gebildet und hat mit „Geschichte“ auch im formalen oder logischen Sinne nichts zu tun. Sobald aber der Versuch gemacht wird, zu erzählen, welche besondern Lebewesen zuerst auf der Erde entstanden sind, welche darauf zeitlich folgten, und wie daraus in einem einmaligen Entwicklungsprozeß allmählich der Mensch wurde, worüber uns die allgemeine Deszendenztheorie nur insofern etwas sagt, als sie die besondern Vorgänge als Beispiele allgemeiner Begriffe benutzt, dann ist die Darstellung unter logischen Gesichtspunkten historisch, und da derartige Versuche der neueren Zeit angehören, so muß man sagen, daß in ihnen die historische Idee der Entwicklung auf die Körperwelt, die man früher nur naturwissenschaftlich zu behandeln pflegte, angewendet oder übertragen werde. Es ist wichtig, dies hervorzuheben, weil nur so die logische Struktur dieser Körperwissenschaften deutlich wird, und weil dann zugleich klar sein muß, daß aus dem Vorhandensein der phylogenetischen Biologie nichts gefolgert werden darf, was für die Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode in der Geschichte spricht. Man mag versuchen, die Geschichte der Kulturmenschheit darzustellen wie Häckel die „Natürliche Schöpfungsgeschichte“, so wird man auch dabei niemals generalisierend, also naturwissenschaftlich im logischen Sinne, sondern individualisierend, also historisch verfahren.

Andererseits rechnet man die Untersuchungen der phylogenetischen Biologie trotzdem zu den Naturwissenschaften, und da man bei dem Worte „Natur“ nicht nur an den formalen Gegensatz zur Geschichte, sondern auch immer

an den Gegensatz zur Kultur denkt, so ist das selbstverständlich berechtigt. Dennoch fehlt es auch diesen biologischen Darstellungen nicht an dem leitenden Wertgesichtspunkte, der den einmaligen Werdegang zu einem im formalen Sinn historischen Ganzen zusammenschließt. Der Mensch gilt als der „Höhepunkt“ der phylogenetischen Entwicklungsreihe. Es wird ihm damit ein Charakteristikum beigelegt, das durchaus nicht in dem Sinne „selbstverständlich“ ist, daß es auch unabhängig von jeder Wertbeziehung ihm zukommt, und nun kann man von diesem Höhepunkt aus rückwärts blickend die „Vorgeschichte“ des Menschen schreiben und damit zugleich die Vorgeschichte der Kultur, die zwar selbst noch nicht Kultur, sondern nur Natur in der materialen Bedeutung des Wortes ist, aber zugleich zur Kultur in Beziehung gesetzt wird. So sind hier naturwissenschaftliche und geschichtliche Auffassungen notwendig aufs engste miteinander verknüpft, und dennoch wird man aus diesem Umstande keinen Einwand gegen unsere Prinzipien für die Gliederung der Wissenschaften herleiten können. Solche Mischformen werden vielmehr gerade aus ihnen als Mischformen verständlich, und daran zeigt sich von neuem, daß unsere Einteilung die wesentlichen methodologischen Unterschiede zum Ausdruck bringt.

Die Verknüpfung von Naturwissenschaft und Geschichte in der Biologie wird auch dann nicht mehr auffallen, wenn man daran denkt, wie die Theorien Darwins, aus denen sie entsprungen ist, zustande gekommen sind. Es ist bekannt, daß dieser Biologe mehrere seiner grundlegenden Begriffe, wie Zuchtwahl, Auslese, Kampf ums Dasein, dem menschlichen Kulturleben entnommen hat, und so dürfen wir garnicht erwarten, daß die im Anschluß an Darwin entwickelten Gedanken sich ohne weiteres nur

in einer der beiden hier dargestellten Hauptgruppen der Wissenschaften unterbringen lassen. Wo man vollends die ganze Reihe der Organismen nicht allein als Entwicklung im historischen Sinne, sondern zugleich auch als einen Fortschritt bezeichnet, also in ihr eine Wertsteigerung erblickt, da kann man dies nur tun, wenn man die Kulturmenschheit, zu der diese Stufenfolge hinführt, als absolutes Gut setzt, und dann liegt sogar weniger eine wertbeziehende und historische als vielmehr eine geschichtsphilosophische Betrachtungsweise vor. Doch sind die grundlegenden Prinzipien dieser Geschichtsphilosophie nicht etwa der Natur und den Naturwissenschaften entnommen, wie man vielfach glaubt, sondern man hat Kulturwerte auf Naturvorgänge übertragen. Ein Urteil über den wissenschaftlichen Wert solcher geschichtsphilosophischen Gedanken über den „Fortschritt“ von den primitivsten Lebewesen bis zum Kulturmenschen ist hier nicht am Platze. Naturwissenschaftlich betrachtet ist diese Entwicklung weder ein Fortschritt noch ein Rückschritt, sondern einfach eine wertindifferente Veränderungsreihe, deren allgemeine, d. h. alle verschiedenen Stadien gleichmäßig beherrschenden Gesetze es zu erforschen gilt, und es scheint, als ob das Interesse an den angeblich naturwissenschaftlichen „Schöpfungsgeschichten“, für die Darwin selbst übrigens keine Verantwortung trägt, auch in biologischen Kreisen bereits erlahmt. Es macht sich wohl immer mehr die Einsicht geltend, daß die Konsequenzen, die man aus der modernen Entwicklungslehre für die „Weltanschauung“ gezogen hat, nicht nur in der Philosophie zu den abenteuerlichsten Verirrungen geführt haben, sondern auch für die Biologie selbst nicht gerade förderlich gewesen sind.

Das Interesse an der phylogenetischen Biologie scheint überhaupt zurückzutreten. Gewiß hat das Eindringen des historischen Gedankens in die Wissenschaft von den Lebewesen dadurch ungemein befreiend gewirkt, daß die Realitäten, zu denen die Speziesbegriffe sich verdichtet hatten, wohl für alle Zeiten zertrümmert wurden. Aber erstens hätte diese Einsicht auch auf Grund einer generalisierenden Theorie gewonnen werden können, und ferner sieht es so aus, als ob die Biologie, nachdem diese Arbeit einmal im Prinzip getan ist, nicht mehr so sehr in der historischen Konstruktion von „Stammbäumen“ und „Ahnengallerien“ als vielmehr in der Feststellung allgemeinbegrifflicher Verhältnisse innerhalb des organischen Lebens ihre eigentliche Aufgabe erblickt, und jemehr diese Bestrebungen in den Vordergrund treten, umsomehr muß dann die Biologie nach einer Art von Krisis, die sie durchgemacht hat, wieder zu einer generalisierenden Wissenschaft, also zu einer Naturwissenschaft auch im formalen und logischen Sinne werden, was sie vor Darwin, solange sie nur „ontogenetische“ Entwicklungslehre sein wollte, wie z. B. bei K. E. von Baer, stets geblieben war. Die Struktur, durch die sie unserer Entgegensetzung von Naturwissenschaft und Kulturwissenschaft zu widersprechen scheint, hat sie überhaupt, auch abgesehen von den geschichtsphilosophischen Spekulationen, nicht so sehr durch Darwin selbst als durch einige wenige „Darwinisten“, besonders durch Häckel angenommen. Sogar bei ihm jedoch lassen sich die generalisierenden und die wertbeziehend-historischen Bestandteile, so sehr sie durcheinander gehen, begrifflich scharf voneinander trennen, und Arbeiten anderer Nachfolger Darwins, wie z. B. die von Weismann, tragen einen vorwiegend generalisierenden, also auch im logischen Sinne naturwissenschaftlichen Charakter, so daß sie sich restlos in unser Schema einfügen.

Noch wichtiger für unsern Zusammenhang sind viel-

leicht die methodisch-naturwissenschaftlichen, also generalisierenden Bestandteile in der Kulturwissenschaft. Bisher habe ich absichtlich nur von den historischen Begriffsbildungen gesprochen, die sich auf einen einzigen einmaligen Vorgang im strengen Sinne des Wortes beziehen, und es genügte dieses zur Klarlegung des fundamentalen logischen Prinzips, weil das Ganze einer historischen Darstellung immer als einmaliges Objekt in seiner nie wiederkehrenden Eigenart in Betracht kommt. Jetzt aber ist auch noch folgendes zu beachten.

Die Kulturbedeutung einer Wirklichkeit haftet zwar immer am Besonderen, aber zugleich sind die Begriffe des Besonderen und des Allgemeinen relativ. So ist z. B. der Begriff eines Deutschen wohl allgemein, wenn wir ihn in seinem Verhältnis zu Friedrich dem Großen oder Goethe oder Bismarck betrachten. Aber dieser Begriff ist zugleich etwas Besonderes, wenn wir ihn ansehen mit Rücksicht auf den Begriff eines Menschen überhaupt, und wir können daher solche relativ besonderen Begriffe auch „relativ historische" nennen. Für die Kulturwissenschaften kommt nun nicht nur die individuelle Eigenart in Betracht, die das Einzelne und Besondere im eigentlichen Sinne des Wortes besitzt, sondern wenn es sich um Teile des zu begreifenden historischen Ganzen handelt, auch die, welche sich an einer Gruppe von Objekten findet, ja es gibt keine Kulturwissenschaft, die nicht mit vielen Gruppenbegriffen arbeitet, und in manchen Disziplinen treten sie ganz in den Vordergrund. Zwar braucht der Inhalt eines solchen relativ historischen Begriffs durchaus nicht immer mit dem Inhalt des betreffenden Allgemeinbegriffs zusammenzufallen, wie z. B. das, was man unter einem Deutschen versteht, weit entfernt ist, nur das zu enthalten, was allen die Masse des Volkes bildenden Individuen ge-

meinsam ist — eine Form der historischen Begriffsbildung, auf die ich hier nicht eingehe —, aber es können sich auch an einem recht allgemeinen Begriff noch die Merkmale finden, die zugleich von Bedeutung für den Kulturwert sind, der die historische Begriffsbildung leitet, und zwar wird dies bei den meisten Begriffen der Fall sein, die sich auf Kulturvorgänge in ihren frühesten Entwicklungsstadien beziehen, oder auf diejenigen, für welche die Interessen und Willensrichtungen größerer Massen von ausschlaggebender Bedeutung sind.

In solchen Fällen kann die wissenschaftliche Begriffsbildung, welche das einer Mehrheit von Objekten Gemeinsame zusammenstellt, als wesentlich genau das betrachten, was an dieser Gruppe auch mit Rücksicht auf ihre Kulturbedeutung wesentlich ist. Es entstehen dadurch dann Begriffe, die sowohl naturwissenschaftliche als auch kulturwissenschaftliche Bedeutung besitzen, und die eventuell sowohl in einer generalisierenden als auch in einer individualisierenden Darstellung zu verwenden sind. Wegen dieser nicht selten vorkommenden Kongruenz der generalisierend und der wertbeziehend-historisch gebildeten Begriffsinhalte wird dann von demselben Forscher sowohl nach naturwissenschaftlicher als auch nach historischer Methode gearbeitet, und daher enthalten die Untersuchungen der primitiven Kultur, die Sprachwissenschaft, die Nationalökonomie, die Rechtswissenschaft und andere Kulturwissenschaften generalisierend gebildete Bestandteile, die mit der eigentlich historischen Arbeit so eng verknüpft sind, daß sie sich nur begrifflich von ihr trennen lassen.

In diesem Zusammenhang wird auch die Berechtigung und die Bedeutung der Untersuchungen verständlich, für die Hermann Paul den Namen der „Prinzipienwissenschaft"

vorgeschlagen hat. Daß für jeden Zweig der Geschichtswissenschaft in demselben Maße eine Wissenschaft von Bedeutung sein kann, „welche sich mit den allgemeinen Lebensbedingungen des geschichtlich sich entwickelnden Objektes beschäftigt, welche die in allem Wechsel gleichmäßig vorhandenen Faktoren nach ihrer Natur und Wirksamkeit untersucht", vermag ich freilich nicht zuzugeben. Denn wo das Einmalige und Besondere im strengsten Sinne des Wortes in Betracht kommt, würden sich die allgemeinen Begriffe einer Prinzipienwissenschaft höchstens als Begriffselemente anwenden lassen. Den genannten Wissenschaften jedoch, die wie die Sprachwissenschaft besonders viele generalisierend gebildete Bestandteile enthalten, müssen solche Untersuchungen in der Tat von großer Bedeutung sein.

Auch die generalisierende Psychologie kann aus denselben Gründen in solchen Wissenschaften eine Rolle spielen, und in diesem Sinne sind daher die früheren Ausführungen zu ergänzen. Aber darum darf man diese Wissenschaft vom Seelenleben wiederum durchaus nicht als „die vornehmste Basis aller in einem höheren Sinne gefaßten Kulturwissenschaft" bezeichnen, denn ihre Bedeutung nimmt in demselben Maße ab, in dem die Kulturbedeutung des rein Individuellen sich steigert und dementsprechend die allgemein begrifflichen Untersuchungen überhaupt verschwinden. Das aber ist gerade bei den bedeutsamsten Kulturvorgängen der Fall. In einer Geschichte der Religion, des Staates, der Wissenschaft, der Kunst kann das einmalige Individuum nie „unwesentlich" sein. Hier gehen die Impulse zur Schöpfung neuer Kulturgüter fast immer von einzelnen Persönlichkeiten aus, wie jeder weiß, der nicht irgendwelchen Theorien zu liebe sich vor den geschichtlichen Tatsachen absichtlich verschließen

will. Die Persönlichkeiten müssen daher auch historisch bedeutungsvoll werden, und bei ihrer Darstellung ist dann mit nur relativ historischen Begriffen nicht auszukommen.

Diese Behauptung hat wiederum nichts mit der Tendenz zu tun, die Geschichte aus den Absichten und Taten großer Männer zu „erklären", oder gar die kausale Bedingtheit alles historischen Lebens zu bestreiten. Man liebt es, die geschichtlichen Persönlichkeiten als Marionetten zu bezeichnen und darauf hinzuweisen, daß Napoleon oder Bismarck selbst ein Bewußtsein ihrer Marionetteneigenschaft gehabt haben. Ob das berechtigt ist, brauchen wir nicht zu fragen, denn davon hängt die Entscheidung über die Methode der Geschichte nicht ab. Auch Marionetten sind individuelle Wirklichkeiten, und ihre Geschichte kann daher nur mit individuellen Begriffen, niemals aber mit einem System allgemeiner Begriffe dargestellt werden. Auch die Drähte, welche die Marionetten in Bewegung setzen, sind individuell wie jede Wirklichkeit, und die Geschichte würde also, sogar wenn sie von lauter Marionetten handelte, immer zu zeigen haben, durch welche individuellen und besonderen Drähte hier diese und dort jene historisch bedeutsamen Marionetten in Bewegung gesetzt werden. Im übrigen ist der Vergleich mit Marionetten gerade im Sinne der Naturalisten sehr wenig glücklich, denn die Bewegung von Marionetten muß ja in letzter Hinsicht immer auf Absichten handelnder Menschen zurückzuführen sein, und man sollte daher ein besseres Bild wählen, um die kausale Bedingtheit alles Geschehens zum Ausdruck zu bringen. Hier kam es nur darauf an, zu zeigen, daß selbst derjenige, der von der absoluten kausalen Bedingtheit aller geschichtlichen Vorgänge fest überzeugt ist, Geschichte nicht mit allgemeinen Gesetzesbegriffen darstellen kann, sondern sich klar

machen muß, daß auch kausale Zusammenhänge keine allgemeinen Begriffe sondern einmalige und individuelle Realitäten sind, deren historische Darstellung individuelle Begriffe fordert. Hat man sich dies aber klargemacht, so wird man zugleich einsehen, wie völlig gegenstandslos alle die Argumente der Naturalisten sind, die sich auf die kausale Bedingtheit alles Geschehens stützen, um die Unwichtigkeit einzelner Persönlichkeiten für die Geschichte darzutun.

Doch ich verfolge dies nicht weiter, denn es muß schon jetzt klar sein, daß durch die generalisierenden Kulturwissenschaften unsere prinzipielle Scheidung wohl eingeschränkt, aber nicht aufgehoben werden kann. Der Grund ist der, daß ein Kulturbegriff auch hier nicht nur die Auswahl der Objekte bestimmt sondern in gewisser Hinsicht auch die Begriffsbildung oder die Darstellung dieser Objekte wertbeziehend und historisch macht. Die Allgemeinheit der Begriffe in den Kulturwissenschaften nämlich hat eine Grenze, und diese hängt von einem Kulturwert ab. So wichtig daher die Feststellung allgemeiner begrifflicher Verhältnisse im kulturwissenschaftlichen Interesse sein mag, so dürfen dabei doch immer nur Begriffe von einer relativ geringen Allgemeinheit verwendet werden, wenn die Untersuchung ihre kulturwissenschaftliche Bedeutung nicht verlieren soll, und damit ist die Scheidelinie zwischen Naturwissenschaft und Kulturwissenschaft auch in dieser Hinsicht gegeben.

Sie möglichst deutlich zu zeigen, ist um so notwendiger, als sie faktisch sehr häufig und durchaus zum Schaden der Kulturwissenschaft überschritten wird. Es ist heute beliebt, Kulturerscheinungen in ihren primitivsten Stadien bei den sogenannten Naturvölkern aufzusuchen, weil man glaubt, sie dort in ihrer „einfachsten“ Gestalt kennen zu lernen, und gewiß hat das seine Berechtigung. Soll aber dadurch auch ein Verständnis für die uns näher stehenden Kulturvorgänge gewonnen werden, so wird man sich hüten müssen, daß man in die untersuchten Vorgänge nicht etwas hineininterpretiert, was tatsächlich gar nicht in ihnen liegt, und dadurch den historischen Begriff eines Kulturobjektes nicht auf Wirklichkeiten ausdehnt, die nicht mehr Kultur genannt werden sollten. Man wird z. B. ganz sicher sein müssen, ob eine Betätigung, die man für „Kunst“ hält, auch wirklich mit dem Kulturgut noch irgend etwas gemeinsam hat, was wir bei uns Kunst nennen, und das ist nur mit Hilfe eines historischen Kulturbegriffes von Kunst möglich, der auf Grund eines ästhetischen Wertbegriffes gebildet ist. Solange man hierüber nichts weiß — und dies Wissen dürfte in vielen Fällen schwer zu erwerben sein — kann das Hineinziehen irgendwelcher beliebigen Produkte primitiver Völker, bei denen ästhetische Werte für ihre Erzeuger und Empfänger eventuell gar nicht in Frage kommen, in der Kunstwissenschaft lediglich Verwirrung stiften, und unter allen Umständen ist es grundverkehrt, in Untersuchungen der primitiven Kultur deshalb die eigentlich wissenschaftliche Forschung zu sehen, weil es dabei aus den angegebenen Gründen möglich ist, viel mit allgemeinen Begriffen, also generalisierend zu arbeiten. Auch die so gewonnene Allgemeinheit wirkt dann bei Betrachtung höherer Kulturentwicklung „tötend“.

Den größten Raum werden die allgemeinen Begriffe in den Kulturwissenschaften einnehmen, welche das wirtschaftliche Leben zum Gegenstande haben, denn soweit solche Bewegungen sich überhaupt isolieren lassen, kommen ja hier in der Tat sehr oft nur die Massen in Betracht, und das für diese Kulturwissenschaft Wesentliche wird daher meistens mit dem Inhalt eines verhältnismäßig allgemeinen Begriffes zusammenfallen. So kann z. B. das

historische Wesen des Bauern oder des Fabrikarbeiters in einem bestimmten Volke zu einer bestimmten Zeit ziemlich genau das sein, was allen einzelnen Exemplaren gemeinsam ist und daher ihren naturwissenschaftlichen Begriff bilden würde. Da mag also das rein Individuelle zurücktreten und die Feststellung allgemeiner begrifflicher Verhältnisse den breitesten Raum einnehmen. Es ist hieraus übrigens auch verständlich, warum das Bestreben, aus der Geschichtswissenschaft eine generalisierende Naturwissenschaft zu machen, so häufig mit der Behauptung Hand in Hand geht, daß alle Geschichte im Grunde genommen Wirtschaftsgeschichte sei.

Zugleich aber tritt gerade hier am deutlichsten hervor, wie ungerechtfertigt diese Versuche sind, Geschichte nur als Wirtschaftsgeschichte und dann als Naturwissenschaft zu treiben. Sie beruhen nämlich, wie sich leicht zeigen läßt, auf einem Prinzip zur Scheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen, das vollkommen willkürlich gewählt ist, ja ursprünglich einer total unwissenschaftlichen politischen Parteinahme seine Bevorzugung verdankt. Man kann das schon bei Condorcet verfolgen, und die sogenannte materialistische Geschichtsauffassung, die nur das Extrem der ganzen Richtung bildet, ist dafür ein klassisches Beispiel. Sie hängt zum großen Teil von spezifisch sozialdemokratischen Wünschen ab. Weil das leitende Kulturideal demokratisch ist, so besteht die Neigung, auch in der Vergangenheit die großen Persönlichkeiten als „unwesentlich“ anzusehen und nur das etwas gelten zu lassen, was von der Menge kommt. Daher wird die Geschichtsschreibung „kollektivistisch“. Vom Standpunkte des Proletariats oder von dem Standpunkt, den die Theoretiker für den der Masse halten, kommen ferner hauptsächlich die mehr animalischen Werte in Frage,

folglich ist das allein „wesentlich“, was zu ihnen in direkter Beziehung steht, nämlich das wirtschaftliche Leben. Daher wird die Geschichte auch „materialistisch“. Das ist dann keine empirische, wertbeziehende Geschichtwissenschaft sondern eine gewaltsam und unkritisch konstruierende Geschichtsphilosophie. Ja, die absolut gesetzten Werte sind hier so maßgebend, daß das für sie Bedeutsame in das allein wahrhaft Seiende verwandelt und daher alle andere als die wirtschaftliche Kultur nur „Reflex“ geworden ist. Es entsteht also dadurch eine durchaus metaphysische Auffassung, die in formaler Hinsicht die Struktur des Platonischen Idealismus oder Begriffsrealismus zeigt. Die Werte werden zum wahrhaft und allein Wirklichen hypostasiert. Nur der Unterschied besteht, daß an die Stelle der Ideale des Kopfes und des Herzens die Ideale des Magens getreten sind. Empfiehlt doch sogar der „Ideologe“ Lassalle den Arbeitern, ihr Wahlrecht als Magenfrage aufzufassen und daher auch mit der Magenwärme durch den ganzen nationalen Körper hin zu verbreiten, weil es keine Macht gibt, die sich dem lange widersetzen würde [1]. Man darf sich nicht darüber

---

[1] Offenes Antwortschreiben an das Zentral-Komite zur Berufung eines Allgemeinen deutschen Arbeiter-Kongresses zu Leipzig. 1863. An den oben zitierten Satz von Lassalle habe ich gedacht, als ich in der ersten Auflage dieser Schrift den Ausdruck „Ideale des Magens“ gebrauchte. Tönnies hätte das wohl vermuten können und jedenfalls nicht schreiben sollen, er sehe nicht, „aus welchem Sumpfe Rickert die ihm eigentümliche Darstellung der materialistischen Geschichtsauffassung geschöpft hat“. (Archiv für systematische Philosophie, Bd. VIII, S. 38.) Wenn Tönnies später den „schrillen Klang“ seiner Worte damit erklärt, daß er sich „persönlich gereizt fand durch den hochfahrenden Ton“, (a. a. O. S. 408), so ist das nur ein neuer Beweis dafür, daß gewisse naturalistische Geschichtsauffassungen mehr Sache persönlicher und meist leidenschaftlich vertretener „Ueberzeugung“ als ruhiger wissenschaftlicher Begründung sind. Die Sätze im Text sind gar nicht „hochfahrend“, sondern

wundern, wenn von diesem Standpunkt aus die ganze menschliche Entwicklung schließlich als ein „Kampf um den Futterplatz“ angesehen wird.

Hat man sich die Wertgesichtspunkte, auf denen der „historische Materialismus“ beruht, einmal klar gemacht, so sieht man, was von der *Objektivität* solcher Geschichtsschreibung zu halten ist. Sie ist viel mehr das Produkt der Parteipolitik als der Wissenschaft. Daß früher das wirtschaftliche Leben von den Historikern vielleicht allzu *wenig* beachtet wurde, soll nicht bestritten werden, und als *ergänzende* Betrachtung hat die Wirtschaftsgeschichte gewiß ihren Wert. Jeder Versuch aber, alles auf sie als das *einzig* Wesentliche zu beziehen, muß zu den *willkürlichsten Geschichtskonstruktionen* gerechnet werden, die bisher überhaupt versucht worden sind.

XII.

Die quantitative Individualität.

Nach diesen *Einschränkungen* kann der Sinn, in dem wir Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft einander entgegensetzen, nicht mehr mißverstanden werden, und die am Anfang gestellte Aufgabe, die empirischen Wissenschaften in *zwei Hauptgruppen* einzuteilen,

suchen lediglich die Tatsache festzustellen, daß der „historische Materialismus“, wie jede Geschichtsphilosophie, auf bestimmten *Wertsetzungen* beruht, und daß seine ganze Verspottung des Idealismus auf eine Vertauschung der alten Ideale mit neuen, nicht etwa auf eine Beseitigung der „Ideale“ überhaupt hinauskommt. Dies zu widerlegen, hat Tönnies leider nicht versucht. Daß viele zu einer naturalistischen Geschichtsauffassung auch in ganz altmodischer Weise auf Grund von Idealen des Kopfes und des Herzens kommen, will ich gewiß nicht bestreiten. Aber das stellt diese Denker nur „menschlich“ höher, nicht wissenschaftlich, denn das ist eine Inkonsequenz und ein Rückfall in „Ideologie“.

ist also gelöst. Da jedoch der hier entwickelte Versuch von den herkömmlichen Meinungen sehr weit abweicht, hat er natürlich nicht nur Zustimmung gefunden, sondern ist auch von den verschiedensten Seiten angegriffen worden. In einer Darstellung, der es wie dieser vor allem darauf ankommt, die Hauptsachen übersichtlich zu geben, kann man nicht allen Einwänden begegnen. Ich habe deswegen ausdrücklich an einigen Stellen auf spätere *Ergänzungen* hingewiesen, und ich will jetzt versuchen, wenigstens noch die wichtigsten Punkte klarzustellen, an die sich Bedenken knüpfen lassen.

Erstens kann man bestreiten, daß das naturwissenschaftlich *generalisierende* Verfahren unter allen Umständen unfähig ist, das *Individuelle* und *Besondere* zu begreifen, und daher nicht zugeben wollen, daß der Begriff einer Geschichte nach naturwissenschaftlicher Methode *logisch* widersinnig sei. Zweitens kann man behaupten, daß auch *ohne Wertgesichtspunkte* eine individualisierende Begriffsbildung möglich ist, und daß es daher nicht angeht, den Begriff der Geschichte prinzipiell mit dem der Wertbeziehung zu verbinden. Schließlich kann man, auch wenn diese beiden Einwände erledigt sind, die *Objektivität* der historischen Kulturwissenschaften *problematisch* finden und ihr die Objektivität der Naturwissenschaften als Muster gegenüberstellen, das sie nie zu erreichen vermögen. Wir wollen diese drei Bedenken nacheinander durchgehen.

Was die Erfassung des Besonderen und Individuellen durch naturwissenschaftlich verfahrende Disziplinen betrifft, so werden als Beispiele hierfür fast immer die *Physik* und die *Astronomie* genannt. Das ist natürlich kein Zufall, und der Grund dafür ist auch nicht schwer zu finden. Diese beiden Wissenschaften wenden die *Mathe-*

matik auf ihre Objekte an, und wir brauchen nur an das zu erinnern, was wir über die zwei Wege gesagt haben, die der Wissenschaft zur Ueberwindung des heterogenen Kontinuums jeder Wirklichkeit offen stehen[1], um zu begreifen, weshalb man eine restlose Erfassung der individuellen Realität durch die Begriffe der Physik und der Astronomie für möglich hält. Zugleich aber wird man unter diesem Gesichtspunkte auch am leichtesten einsehen, daß hier eine Täuschung vorliegt, d. h. daß die Wirklichkeit auch durch diese Wissenschaften nur in einer Weise begriffen werden kann, die unsern logischen Grundgegensatz von Natur und Geschichte nicht in Frage stellt. Wir brauchen zu diesem Zweck nur einen *neuen* Begriff der „Individualität" zu verstehen, der sich sowohl von der schlechthin unbegreiflichen bloßen Andersartigkeit jeder Wirklichkeit als auch von der durch Wertbeziehung entstehenden Individualität, die in die historischen Begriffe eingeht, prinzipiell unterscheidet, und den man als Begriff der *quantitativen Individualität* im Gegensatz zur stets *qualitativen Individualität* der Wirklichkeit als der bloßen Andersartigkeit und der ebenfalls stets qualitativen *historischen* Individualität bestimmen kann.

Die Naturwissenschaft beschränkt sich in einigen Disziplinen bei ihrer Begriffsbildung ganz auf das an der Wirklichkeit, was sich *zählen* und *messen* läßt, und in die *allgemeinste* Theorie der Körperwelt gehen schließlich nur noch *quantitative* Bestimmungen ein. Eine rein mechanische Auffassung fällt mit einer rein quantitativen zusammen. Infolge der üblichen Verwechslung von *Begriff* und *Wirklichkeit* entsteht nun die Meinung, die rein quantitative Welt der Physik, die lediglich einer begrifflichen Scheidung ihr Dasein verdankt, sei selbst eine

[1] Vergl. oben S. 34 f.

Realität wie die wirklichen Körper, ja es wird geradezu der Schluß gezogen, daß das nur quantitativ Bestimmte die „wahre" körperliche Wirklichkeit sei und alle *Qualitäten* lediglich „im Subjekt" existieren, also nur zur „Erscheinung" gehören.

Wer von einer derartigen, bei aller Nüchternheit doch höchst phantastischen *Metaphysik*, auf die wir hier nicht näher eingehen können[1], beherrscht ist, wird das Wesen der wissenschaftlichen Begriffsbildung nie verstehen. Unsere Wissenschaftslehre gilt in der Tat nur unter der Voraussetzung, daß die *Wirklichkeit* jenes *qualitative heterogene Kontinuum* ist, von dem früher gesprochen wurde, und daß die empirischen Disziplinen den Sinn haben, diese *empirische* Wirklichkeit zu erkennen. Hält man hieran fest, dann fügen sich die *quantifizierenden* Naturwissenschaften unserer Theorie leicht ein, ja es zeigt sich, daß gerade sie die Individualität der *Wirklichkeit* und der Geschichte, die stets *qualitativ* ist, niemals in ihre Begriffe aufnehmen können.

Freilich, das muß man zugeben, jene rein quantitative „Welt" der Physik ist durch die generalisierende Begriffsbildung restlos erkennbar, und es läßt sich ihre „Individualität" sogar *berechnen*. Denn ihr Inhalt hat jede unübersehbare Heterogeneität verloren, und die homogenen Kontinua sind mit Hilfe der Mathematik begrifflich vollkommen zu beherrschen. Jeden beliebigen Punkt des homogenen Raumes können wir mit Mitteln, auf die es hier nicht ankommt, genau bestimmen. Diejenigen, die in dieser rein quantitativen Welt eine *Realität* sehen, brauchen daher nur eine Anzahl allgemeiner Formeln mit-

[1] Vergl. über diesen physiologischen Idealismus meine Schrift: Der Gegenstand der Erkenntnis, 1892, 2. Aufl. 1904.

einander zu kombinieren, um dadurch die Individualität dieser „Wirklichkeit“ zu erfassen. Es ist in der Tat d i e s e Individualität nichts anderes als der Schnittpunkt von Allgemeinheiten. Man versteht von hier aus auch, wie z. B. Schopenhauer dazu kam, Raum und Zeit geradezu als Prinzipien der Individuation zu bezeichnen, und so hegt wohl noch heute mancher den Glauben, die Angabe, w o und w a n n etwas ist, mache seine wirkliche I n d i v i-d u a l i t ä t aus.

Unter welcher Voraussetzung allein ist dies zutreffend? Man muß mit der r a t i o n a l i s t i s c h e n Metaphysik des siebzehnten Jahrhunderts die bloße A u s d e h n u n g, die extensio von Descartes und Spinoza, der körperlichen Wirklichkeit gleichsetzen und dementsprechend die letzten Teile dieser „Wirklichkeit“ oder die „Atome“ sich so denken, daß aus ihnen der Körper besteht wie eine mathematische Linie aus Punkten. D a n n kann man allerdings jeden Körperteil in seiner „Individualität“ mit Hilfe der naturwissenschaftlichen Begriffe für restlos erkennbar halten. Bedarf es aber wirklich noch des Beweises, daß diese rein quantitative Welt der Physik k e i n e W i r k l i c h k e i t ist in dem Sinne des Wortes, den wir alle damit verbinden, daß die Erkennbarkeit ihrer Individualität nur darauf beruht, daß man aus ihr alles e n t f e r n t hat, was sich nicht mit quantitativ bestimmten Begriffen erkennen läßt, und daß daher ihre rein quantitative „Individualität“ mit dem, was wir unter der Individualität einer empirischen Wirklichkeit verstehen, und ebenso mit dem, was für die Geschichte in Betracht kommt, nicht viel mehr als den Namen gemein hat?

Das rein Quantitative ist, für sich betrachtet, absolut u n w i r k l i c h. Die bloße „Ausdehnung“ ist noch keine körperliche R e a l i t ä t. Das homogene Kontinuum, das

man allein begrifflich vollkommen beherrscht, steht vielmehr in schroffstem G e g e n s a t z zum heterogenen Kontinuum, das jede W i r k l i c h k e i t uns zeigt, von deren Individualität wir bisher gesprochen haben. Also ist d i e „Individualität“, die als Schnittpunkt von Allgemeinheiten zu denken ist, und die sich durch räumliche oder zeitliche, rein quantitative Bestimmungen festlegen läßt, durchaus nicht die Andersartigkeit, die wir die Individualität der Wirklichkeit genannt haben, und die für das Problem der historischen Begriffsbildung von Bedeutung ist. Man muß diese Begriffe streng auseinanderhalten, auch um das Wesen der mathematischen Naturwissenschaft zu verstehen. Die wirkliche Individualität hat mit der durch die mathematische Physik beherrschbaren nur das e i n e gemein, daß sie sich a u c h immer an einer bestimmten Stelle des Raums oder der Zeit befindet. Aber dadurch a l l e i n ist sie noch nicht als Individualität, ja dadurch allein ist sie i n h a l t l i c h überhaupt noch nicht bestimmt. Man mag also noch so viele Allgemeinheiten sich „schneiden“ lassen, so wird man dadurch, abgesehen von den quantitativen Raum- und Zeitangaben, n i c h t s von dem erfassen, was einer einmaligen Wirklichkeit eigentümlich ist und sie zu diesem besondern, nie wiederkehrenden einen Individuum macht.

Dabei ist es ganz gleichgültig, wie groß oder wie klein man sich das Wirklichkeitsstück denkt, das in seiner Besonderheit und Individualität in Betracht kommt. Solange man überhaupt noch eine W i r k l i c h k e i t vor sich hat, die mit den uns bekannten Wirklichkeiten unter einen Begriff gebracht werden kann, muß man sie wie jede Wirklichkeit als heterogenes Kontinuum, also als durch begriffliche Erkenntnis prinzipiell unerschöpflich voraussetzen. Denken wir, um diesen Gedanken auf die Spitze zu treiben, an das Weltbild der neuesten Physik, die alle

Körper als aus „Elektronen“ bestehend denkt. Wird durch sie etwa die körperliche Wirklichkeit restlos begriffen? Gewiß nicht. Auch die Elektronen werden von der Physik nur als einfach und gleich angesehen, wie alle Exemplare eines allgemeinen Gattungsbegriffes. Wenn man darunter Wirklichkeiten versteht, so müssen sie den Raum erfüllen. Haben wir ein Recht zu der Meinung, daß sie absolut homogen sind? Wie kommen wir dazu, solche Realitäten anzunehmen? Jeder uns bekannte Körper ist von jedem andern verschieden und jeder in seiner Eigenart so irrational wie das körperliche Weltganze. So wird es also mit jedem körperlichen Ding sein, zu dem die Physik kommt. Wirklichkeiten können nie „Atome“, nie „letzte Dinge“ im logischen Sinne des Wortes sein. Die wirklichen Atome sind immer noch mannigfaltig und individuell. Wir kennen keine anderen Wirklichkeiten, und wir haben daher kein Recht, sie als Wirklichkeiten anders zu denken, so unwesentlich ihre Individualität für die physikalischen Theorien auch sein mag.

Kurz, das heterogene Kontinuum der Wirklichkeit macht sich auch darin geltend, daß die Physik mit ihrer Arbeit nie zu Ende kommen kann. Was sie erreicht, ist immer nur das Vorletzte, und wo es so aussieht, als wäre sie zum Letzten gekommen, da beruht das nur darauf, daß sie das, was noch nicht in ihre Begriffe eingegangen ist, ignoriert. Ein Körper, der in der Weise ein Teil eines größeren Körpers ist wie ein Punkt ein Teil einer Linie, und der daher in seiner ganzen Wirklichkeit durch seine Stelle auf der Linie restlos bestimmt ist, ist eine begriffliche Fiktion. Es ist der Begriff eines theoretischen Wertes, einer „Idee“, einer „Aufgabe“, aber nicht der einer Realität.

Ja, man muß noch einen Schritt weiter gehen. Sogar

das homogene Kontinuum einer mathematischen Linie ist etwas prinzipiell anderes als das homogene Diskretum von Punkten, aus denen sie angeblich „besteht“. In Wahrheit läßt sich eine Linie nie aus Punkten zusammensetzen, und nun soll man gar das heterogene Kontinuum der Wirklichkeit als homogenes Diskretum von „Atomen“ im strengen Sinne des Wortes, d. h. einfachen und einander gleichen Dingen, denken und dann meinen, dies restlos erkennbare Gebilde sei eine Wirklichkeit? Man muß über den rein quantitativ bestimmten mechanischen Begriffen vollkommen vergessen haben, was man in jeder Sekunde seines wachen Daseins an Wirklichkeit erlebt, um glauben zu können, es werde durch die Begriffe der mathematischen Physik irgend eine wirkliche Individualität erfaßt. Tatsächlich bedeutet die scheinbare Wirklichkeitsnähe, welche durch Anwendung der Mathematik und durch Einführung des homogenen Kontinuums in die Begriffe hervorgebracht wird, die größte Wirklichkeitsferne, denn Wirklichkeiten sind nie homogen, und alles, was sich mathematisch „individualisieren“ läßt, ist für sich allein, wie alles rein Quantitative, irreal. Jedenfalls, die mathematisch bestimmbare quantitative Individualität ist nicht die Individualität der Wirklichkeit und ebensowenig die Individualität, die in einen historischen Begriff eingeht, was wohl nicht erst bewiesen zu werden braucht.

Hat man dies verstanden, so wird man auch in der Astronomie keine Gegeninstanz gegen die Behauptung erblicken, daß sich mit naturwissenschaftlichen Gesetzesbegriffen keine wirklichen Individualitäten in die Wissenschaft aufnehmen lassen. Gewiß, die Astronomie kann für die Vergangenheit und für die Zukunft die Bahnen der einzelnen Weltkörper, die sie mit Eigennamen bezeich-

net, genau berechnen, sie kann Sonnen- und Mondfinsternisse bis auf Bruchteile einer Sekunde voraussagen, und ebenso die individuellen Zeitpunkte angeben, in denen sie einmal stattgefunden haben, so daß es möglich ist, damit auch historische Ereignisse chronologisch festzulegen. Schon oft hat man daher in der Astronomie die denkbar vollkommenste Erkenntnis erblickt, und von hier aus ist dann das Ideal einer „Weltformel" entwickelt worden, mit deren Hilfe es möglich sein müßte, den gesamten Werdegang der Wirklichkeit in allen seinen individuellen Stadien restlos zu berechnen. Besonders du Bois-Reymond hat diese Gedanken populär gemacht und damit in weiten Kreisen die wunderlichsten Vorstellungen von den Zukunftsmöglichkeiten der Naturwissenschaft genährt, die merkwürdigerweise auch in logischen Schriften ihr Unwesen treiben und zu der Behauptung geführt haben, der gesamte geschichtliche Verlauf der Welt lasse sich im Prinzip naturwissenschaftlich berechnen wie eine Planetenbahn.

Es würde zu weit führen, den Knäuel von logischen Widersinnigkeiten, der in dem Gedanken einer solchen Weltformel steckt, vollständig zu entwirren. Es genügt für unsere Zwecke, wenn wir zeigen, daß schon der Ansatzpunkt für diese Gedankengebilde falsch ist, also ihnen jede haltbare Grundlage fehlt. Wir brauchen nur zu fragen: was von den Weltkörpern kann die Astronomie berechnen, und was geht daher in ihre Gesetze ein? Die Antwort ist absolut selbstverständlich. Die Astronomie begreift restlos und in ihrer Individualität lediglich die quantitativen Bestimmungen ihrer Objekte. Die Zeitpunkte z. B. und die Stellen im Raum kann sie in ihrer „Individualität" angeben, wo die einzelnen Weltkörper waren, sind und sein werden. Wenn man daher aus den historischen Quellen bereits weiß, daß ein bestimmtes geschichtliches Ereignis mit einer Sonnenfinsternis zeitlich zusammenfiel, so kann man auch den Tag berechnen, an dem es stattgefunden hat. Die zeitliche Koincidenz mit der Sonnenfinsternis mußte aber schon vorher feststehen, und etwas anderes als das Datum kann die Astronomie nicht angeben.

Wird von der Astronomie also irgend eine wirkliche Individualität erfaßt? Wir haben bereits gezeigt, daß man die quantitativen Bestimmungen zwar „individuell" nennen kann, weil sie auch zur Individualität gehören wie jede beliebige Bestimmung, daß aber diese raum-zeitliche Individualität mit dem, was wir unter der Individualität der Wirklichkeit verstehen, nie zusammenfällt. Mit Rücksicht auf die volle Besonderheit der Weltkörper sind die „individuellen" Raum- und Zeitangaben der Astronomie sogar durchaus allgemein. Denn an derselben Stelle des Raumes und der Zeit könnte sich jedes beliebige Exemplar eines Körpers mit denselben quantitativen Bestimmungen finden, das darum noch nicht eine einzige der individuellen qualitativen Eigenschaften zu haben brauchte, die seine Individualität ausmachen, und die eventuell für eine individualisierende Wissenschaft wesentlich sind. Ist doch der Zusammenhang der individuellen qualitativen und der individuellen quantitativen Bestimmungen auch für die Astronomie ganz „zufällig", ja, kein denkbarer Fortschritt der generalisierenden Wissenschaften wird diese Kluft quantitativer und qualitativer Individualität überbrücken, denn sobald wir das Reich der reinen Quantitäten verlassen und zur qualitativen Wirklichkeit übergehen, kommen wir aus dem homogenen ins heterogene Kontinuum, und damit hört jede Möglichkeit einer restlosen begrifflichen Beherrschung der Objekte auf.

Deshalb ändert auch die Möglichkeit einer Zuord-

nung der Konstruktionen der mathematischen Physik zu dem Qualitativen der Wirklichkeit an unserem Ergebnis nichts, wie man gemeint hat[1]. Gewiß ist die Zuordnung, welche die Psychophysik versucht, nicht willkürlich, aber sie läßt sich niemals so durchführen, daß das qualitative Individuelle dem quantitativen „Individuellen" genau und restlos entspricht, und darauf allein kommt es in diesem Zusammenhang an. Von dem Qualitativen ist immer nur das, was davon in einen allgemeinen Begriff eingeht, einer quantitativen Bestimmung zugeordnet zu denken, und es wird daher auch auf dem Umwege über die mathematische Physik niemals möglich sein, mit Hilfe von Gesetzesbegriffen bis zur qualitativen Individualität selbst vorzudringen. Wenn ich z. B. weiß, daß einer genau bestimmten Quantität ein Ton von genau bestimmter Höhe, also von genau bestimmter Qualität, entspricht, so ist dabei trotzdem an dem Ton nur das berücksichtigt, was sich beliebig oft wiederholt, nämlich seine Höhe, die er mit zahllosen Tönen gemeinsam hat, und nicht etwa das, was diesen Ton zum einmaligen und individuellen Wirklichen macht. Oder will man etwa bezweifeln, daß jeder wirkliche Ton wie jeder wirkliche Mensch nur einmal existiert, daß jede einzelne wirkliche Sinnesempfindung sich von allen andern unterscheidet? Bei der Gewöhnung, lediglich in allgemeinen Begriffen zu denken und auf die unwichtige Individualität des Wirklichen nicht zu achten, also an dem Ton nur seine begrifflich bestimmbare Höhe in Betracht zu ziehen, mag man übersehen, was ein wirklicher Ton ist, und dann an seine restlose Zuordnung zu quantitativen Bestimmungen glauben. Aber diese Denkgewohnheit ist es gerade, die wir bekämpfen. Nehmen wir andere wirkliche

[1] Vergl. Frischeisen-Köhler, Wissenschaft und Wirklichkeit, S. 150 f.

Gebilde als „einfache" Sinnesempfindungen, so tritt die Unbegreiflichkeit ihrer qualitativen Individualität sofort zutage. Bei den Tönen sind ihre individuellen Unterschiede unwesentlich, gewiß, aber darum nicht weniger wirklich, und sie gehen mit ihrer qualitativen Individualität in keinen Begriff der Naturwissenschaft ein. Es bleibt also dabei: das Qualitative ist von dem Quantitativen durch eine Kluft getrennt, über die auch die Psychophysik der Zukunft keine Brücke schlagen wird. Der Rationalismus des siebzehnten Jahrhunderts mochte glauben, daß jedem „einfachen" und bloß „ausgedehnten" Körper eine ebenso einfache Sinnesempfindung „parallel" zu setzen sei, und daß man daher die Wirklichkeit more geometrico behandeln könne. Wir sollten heute endlich gelernt haben, daß die rationalen Welten Produkte der generalisierenden Abstraktion sind, und daß sie deshalb zwar gewiß nicht aufhören, theoretisch und praktisch wertvoll zu sein, aber niemals mit Wirklichkeiten zusammenfallen.

Aus diesen Gründen hat die Berufung auf Physik und Astronomie oder gar auf Psychophysik für unsere Probleme keine Bedeutung. Der Schritt vom Homogenen ins Heterogene, der uns vor eine prinzipiell unerschöpfliche Mannigfaltigkeit führt, ist stets der Schritt vom Unwirklichen zum Wirklichen, der auch mit dem vom Rationalen zum Irrationalen zusammenfällt. Wir können nur den Schritt von der irrationalen Wirklichkeit zu den rationalen Begriffen machen, indem wir das nicht Quantifizierbare weglassen, die Rückkehr zur qualitativen individuellen Wirklichkeit ist uns für immer versagt. Denn wir werden aus den Begriffen nie mehr herausholen als das, was wir in sie hineingetan haben. Der Schein, als führe ein Komplex von Allgemeinheiten zum Individuellen zurück, entsteht dadurch allein, daß wir uns ein ideales

Sein rein quantitativer Art aufbauen, in dem jeder beliebige Punkt beherrschbar ist, und daß wir dann diese begriffliche Welt mit der individuellen Wirklichkeit verwechseln, in der es keine „Punkte“ gibt.

Im Zusammenhang hiermit sei noch ein Einwand erwähnt, der sich an ein in neuerer Zeit auch in der Philosophie vielfach behandeltes Naturgesetz knüpft. Der sogenannte Entropiesatz, der lehrt, daß es in der Welt zu einem allgemeinen „Wärmetod“ kommen muß, weil alle Bewegung allmählich in Wärme übergeht und alle Intensitätsunterschiede sich immer mehr ausgleichen, ist offenbar das Produkt einer generalisierenden Begriffsbildung, und doch scheint dadurch zugleich der einmalige Verlauf der „Weltgeschichte“ im umfassendsten Sinne des Wortes bestimmt zu werden, ja man hat diese Lehre, wonach die Welt schließlich stillstehen muß wie ein Uhrwerk, das von niemanden aufgezogen wird, geradezu als das Entwicklungsgesetz der Welt bezeichnet.

Selbstverständlich haben Ueberlegungen darüber, ob dies berechtigt ist, für die Methode der historischen Kulturwissenschaften keine Bedeutung, denn niemand wird behaupten, daß sich die Folgen dieses Gesetzes in dem uns bekannten Abschnitt der Menschheitsgeschichte bemerkbar machen können. Aber im logischen Interesse ist es doch wichtig, zu zeigen, daß auch hier das allgemeine Prinzip des notwendigen Auseinanderfallens naturwissenschaftlich generalisierender und historischer Betrachtungsweise nicht durchbrochen wird, und wir brauchen zu diesem Zwecke nur an einige Gedanken zu erinnern, die aus Kants Antinomienlehre jedem geläufig sein sollten.

Wäre der Entropiesatz wirklich ein historisches Gesetz und nicht nur ein allgemeiner Begriff, dem man jeden beliebigen Teil der Körperwelt als Gattungsexemplar unterordnen kann, so müßte er auf das einmalige Weltganze im strengsten Sinne des Wortes anwendbar sein, denn nur dann könnte er etwas über die Geschichte dieses historischen Ganzen sagen. Gerade das aber ist unmöglich, sobald man an den allein zulässigen Begriff des körperlichen Weltganzen denkt. Die Wirklichkeit ist nicht nur intensiv, sondern auch extensiv unerschöpflich, d. h. ihr heterogenes Kontinuum läßt nicht nur im Kleinen, wie wir bereits sahen, sondern auch im Großen jede Grenze vermissen, und infolgedessen ist die Anwendung eines Gesetzes, das begrenzte, erschöpfbare Quantitäten voraussetzt, auf das Weltganze ausgeschlossen. Der Begriff des Wärmetodes verliert dementsprechend sofort seinen Sinn, sobald es sich nicht mehr um ein begrenztes Quantum von Energie handelt.

Mit Rücksicht auf den ersten Satz der Thermodynamik, wonach das Quantum der Energie konstant ist, hat man das schon oft bemerkt und sonderbarerweise daraus bisweilen den Schluß gezogen, es müsse die Wirklichkeit begrenzt sein. Dieser Schluß beruht jedoch wieder auf einer unzulässigen rationalistischen Verwechslung der Realität mit unsern Begriffen, oder er setzt voraus, daß die Wirklichkeit sich auch mit Rücksicht auf ihre inhaltlichen Bestimmungen nach der Wissenschaft richte. Tatsächlich darf man nur den Schluß ziehen, daß die Welt der Physik nicht „die“ Wirklichkeit ist, und daß sowohl der erste als auch der zweite Hauptsatz der Thermodynamik lediglich in dem Sinne auf das Weltganze anwendbar sind, daß jeder seiner Teile als Gattungsexemplar darunter fällt. Der Teil ist dann aber zugleich als geschlossen und endlich, also in dieser Hinsicht als prinzipiell verschieden vom Weltganzen zu denken. Schon die Aus-

führung dieses Gedankens in einer Richtung entscheidet: da man der Wirklichkeit keinen Anfang in der Zeit setzen kann, müßte der Wärmetod längst eingetreten sein, wenn man das Quantum Wärme oder kinetischer Energie als endlich annimmt, und wenn man es „unendlich" groß setzt, falls das überhaupt einen Sinn hat, kann der Wärmetod nie eintreten.

Der Entropiesatz gilt also, falls er richtig ist, nur von jedem beliebigen als geschlossen gedachten Teil der Welt. Ueber den einmaligen Verlauf oder über die Geschichte des Weltganzen sagt er uns gar nichts, und deswegen sagt er uns im Grunde auch nichts mit naturgesetzlicher Notwendigkeit über die Geschichte irgend eines wirklichen Teiles der Welt, denn keiner dieser Teile ist wirklich vollkommen geschlossen, so daß es in ihm einmal zu einem Stillstand kommen muß, wie in einer Uhr, die niemand mehr aufzieht. Es bleibt vielmehr sehr wohl denkbar, daß jeder beliebige Teil in eine kausale Verbindung mit einem andern Teil der Welt tritt, in dem ein größeres Maß von Wärme vorhanden ist, wodurch dann auch sein Wärmemaß wieder zunimmt, er wie eine Uhr von neuem aufgezogen wird, also nicht zum Stillstand kommt, und dies kann sich wegen der prinzipiellen Grenzenlosigkeit der Welt beliebig oft wiederholen, so daß die Geschichte eines Teiles sehr wohl auch in umgekehrter Richtung verlaufen kann, wie der Entropiesatz lehrt, oder daß sich in ihr ein Auf- und Abwogen in dem Wärmequantum zeigt, wie wir das ja tatsächlich in den meisten uns bekannten Teilen der Welt beobachten.

Selbstverständlich sind dies nichts anderes als logische Möglichkeiten, aber sie genügen hier, wo es nur darauf ankommt, zu zeigen, daß es keinen Fall gibt, in dem das allgemeine Gesetz zugleich den einmaligen

Verlauf eines historischen Ganzen mit Notwendigkeit bestimmt. Auch der Entropiesatz sagt uns nichts über den einmaligen Verlauf des Weltganzen, also über die „Weltgeschichte", sondern nur etwas über jeden beliebigen, aber zugleich geschlossenen Teil. Jeder dieser Teile ist dann dem allgemeinen Gesetz als Gattungsexemplar unterzuordnen, und gerade auf dieser Allgemeinheit beruht die Bedeutung des Gesetzes. Es hat wie alle Naturgesetze die „hypothetische" Form: wenn es ein geschlossenes Körperganzes gibt, dann muß es in ihm zum Wärmetode kommen. Nun ist aber weder das Körperganze der Welt noch irgend ein historisches Ganzes absolut geschlossen, also hat der Satz historisch gar keine Bedeutung.

Im übrigen sei noch einmal bemerkt, daß diese Ausführungen für die Einteilung der empirischen Wissenschaften in die zwei Gruppen der generalisierenden Naturwissenschaften und der individualisierenden Kulturwissenschaften nicht wesentlich sind. Wir mögen den Begriff der Kultur durch Uebertragung des Wertgesichtspunktes auf ihre Vorstufen und ihre sonstigen räumlichen Bedingungen noch so weit ausdehnen, wir werden doch niemals zu dem Begriff eines historischen Ganzen kommen, in dem das, was der Entropiesatz aussagt, von geschichtlicher Bedeutung werden könnte, selbst wenn wir dieses Ganze als geschlossen annähmen. Nur das prinzipielle und ganz allgemeine logische Auseinanderfallen von Naturgesetzlichkeit und Geschichte sollte auch hier gezeigt werden.

Da es sich dabei hauptsächlich um die Bekämpfung einer falschen Auffassung der rein quantitativen Begriffsbildung und somit der Mathematik handelt, möchte ich diese Ausführungen mit einem Wort von Goethe schließen, der zwar gewiß kein systematisch wissenschaftlicher Philo-

soph war, dafür aber einen eminenten Sinn für das besaß, was wirklich ist. Riemer überliefert von ihm die folgenden Worte: „Die mathematischen Formeln außer ihrer Sphäre, d. h. dem Räumlichen, angewendet, sind völlig starr und leblos, und ein solches Verfahren ist höchst ungeschickt. Gleichwohl herrscht in der Welt der von den Mathematikern unterhaltene Wahn, daß in der Mathematik allein das Heil zu finden sei, da sie doch, wie jedes Organ unzulänglich gegen das All ist. Denn jedes Organ ist spezifisch und nur für das Spezifische."

XIII.

Die wertindifferente Individualität.

Der Gedanke an die Uebertragung der Wertgesichtspunkte auf Wirklichkeiten, die nicht selbst Kulturvorgänge sind, wohl aber die historische Kultur beeinflussen und daher auch durch ihre Individualität wichtig werden, führt uns auf das, was über den zweiten oben erwähnten Einwand zu sagen ist. Kann man auch ohne Kulturwerte eine Wirklichkeit individualisierend behandeln? Ehe wir jedoch diese Frage beantworten, müssen wir uns darüber klar werden, wie sie allein gestellt werden darf, wenn die Entscheidung von wesentlicher Bedeutung für die Einteilung der Wissenschaften sein soll.

Da wir über Wortbedeutungen, die aus dem vorwissenschaftlichen Leben stammen, und ferner über wissenschaftliche Begriffe verfügen, so können wir selbstverständlich von jeder beliebigen Wirklichkeit durch eine bestimmte Kombination von Begriffselementen eine Darstellung entwerfen, die nur auf sie paßt, also von ihr einen Begriff mit individuellem Inhalt bilden. Es hängt das ganz von unserer Willkür ab. Wir werden es zwar nur dann tun, wenn uns das betreffende Objekt in irgend einer Weise

„interessant" oder „wichtig" ist, und das bedeutet, daß es zu Werten in Beziehung steht, die von uns gewertet werden. Aber es ist zweifellos, daß wir auch völlig gleichgültige Gegenstände ihrer Individualität nach schildern können, wenn wir es eben wollen. Der Willensakt macht dann diese Individualität „wichtig" und stellt so die Wertbeziehung her.

An der Möglichkeit individualisierender Darstellung ohne Kulturwerte ist also nicht zu zweifeln. Aber dies allein hat für die Einteilung der Wissenschaften noch keine Bedeutung. Denn solche individuellen Begriffe sind vollkommen willkürlich gebildet, und das gilt nicht nur für die Fälle, in denen wir die Individualität allein deswegen dargestellt haben, weil wir es wollten, sondern auch für die Fälle, in denen sich, wegen der Verknüpfung mit den von uns gewerteten Werten, ohne unsere ausdrückliche Absicht individuelle Begriffe der betreffenden Objekte bildeten. Jeder kennt Wirklichkeiten in ihrer Individualität wegen der praktischen Bedeutung, die sie für ihn haben, und das hat mit wissenschaftlicher Begriffsbildung nichts zu tun. Die Frage darf daher nur so gestellt werden, ob eine wissenschaftliche Darstellung der Individualität eines Objektes denkbar ist, die nicht von allgemeinen Wertgesichtspunkten der Kultur geleitet wird.

Doch auch diese Frage ist noch nicht bestimmt genug. Es ist hier nämlich unter wissenschaftlicher Darstellung nur das zu verstehen, was in sich selbst zum wissenschaftlichen Abschluß kommen kann, also nicht etwa bloß Material zur weiteren wissenschaftlichen Bearbeitung liefert. Wir haben ja von vornherein darauf hingewiesen, daß der Prozeß, durch den das Material gefunden wird, bei einer logischen Gliederung der Wissenschaften aus dem Spiele bleiben muß, und daher ist der Begriff des wissenschaftlichen Abschlusses hier in einem logisch strengen

Sinne zu nehmen. Es gibt nämlich Forscher, die sich bisweilen mit Ergebnissen begnügen, die für jede einen Abschluß erstrebende wissenschaftliche Arbeit nur als weiter zu bearbeitendes Material anzusehen sind, und es ist von vornherein klar, daß die Wissenschaftslehre zu einer systematischen Gliederung der Wissenschaften nie kommen kann, wenn sie das, was auch als bloße Materialsammlung anzusehen ist, mit abgeschlossener wissenschaftlicher Begriffsbildung auf einer Linie behandelt.

Fragen wir nun noch einmal, ob der wissenschaftliche Abschluß einer individualisierenden Begriffsbildung ohne Beziehung auf allgemeine Kulturwerte möglich ist, so muß die Antwort verneinend lauten. An Beispielen läßt sich das am leichtesten zeigen. Wir erwähnten bereits früher, daß man bei der Geographie zweifelhaft sein kann, ob sie zu den Naturwissenschaften oder den Kulturwissenschaften gehört. So wie sie faktisch betrieben wird, stellt sie meist ein Gemisch der beiden Arten von Begriffsbildung dar. Aber begrifflich können wir ihre Bestandteile scharf gegeneinander abgrenzen. Wird die Erdoberfläche als Schauplatz der Kulturentwicklung angesehen, so übertragen sich die Wertgesichtspunkte von der Kultur selbst auf die für ihre Entstehung notwendigen und sie in ihrem Werdegange beeinflussenden geographischen Bedingungen, und die Erdoberfläche wird dann wegen des mit ihr verknüpften kulturwissenschaftlichen Interesses durch ihre Individualität wesentlich. Die individualisierende Begriffsbildung der Geographie ist also in diesem Falle durch allgemeine Kulturwerte geleitet und fügt sich mindestens ebensogut wie die historische Biologie in den Rahmen unseres Systems ein. Außerdem werden dieselben Objekte wichtig, wenn es gilt, allgemeine Theorien zu bilden, die man nicht geographisch sondern

geologisch nennt. Hier liegen dann generalisierende Begriffsbildungen vor, und die einzelnen Formationen der Flüsse, Meere, Gebirge usw., die für die Geschichte der Kultur durch ihre Eigenart und Individualität wesentlich sind, kommen nur als Gattungsexemplare in Betracht. Drittens gibt es nun aber in der Geographie allerdings auch individualisierende Darstellungen bestimmter Teile, die in keinem Zusammenhange mit der Kultur stehen, und diese scheinen in unserem System nicht unterzubringen zu sein.

Solange ihnen jedoch jede Beziehung zur Geschichte im weitesten Sinne des Wortes oder jede Beziehung zu generalisierenden Theorien fehlt, wird man in ihnen nur Materialsammlungen erblicken dürfen, die gemacht sind, weil die Feststellung dieser Tatsachen einmal geschichtlich oder naturwissenschaftlich wichtig werden kann. Der Wille, Material zu sammeln, macht dann die betreffenden Objekte „wichtig" und stellt die Wertbeziehung her, durch welche die Individualität wesentlich wird. Solche Darstellungen aber wollen wir in ein System der Wissenschaften, das an ihren Aufgaben und Zielen orientiert ist, gar nicht einordnen. Sie können daher unsern Hauptgegensatz, der sich nur auf den Abschluß der Untersuchung bezieht, auch nicht in Frage stellen.

Dasselbe gilt von allen Darstellungen, die individualisieren, und bei denen eine Beziehung ihrer Objekte auf Kulturwerte gänzlich zu fehlen scheint. Ihr Vorhandensein ist auf den Umstand zurückzuführen, daß die dargestellten Objekte aus irgendwelchen Gründen besonders auffallend sind und dadurch, wie alles Auffallende, das Interesse aller Menschen erregen. Hiermit ist dann die Wertbeziehung gegeben, und daraus versteht man, daß das Bedürfnis, ein Objekt auch in seiner Individualität

kennen zu lernen, sich geltend macht, obwohl es für Kulturwerte keine Bedeutung hat. In sich geschlossene Wissenschaft ist das jedoch nicht, ja, solange jede Beziehung zu naturwissenschaftlichen Theorien fehlt, sind solche rein *tatsächlichen* Kenntnisse überhaupt nicht zur Wissenschaft zu rechnen.

Zu den Objekten, deren Individualität uns trotz der mangelnden Kulturbedeutung interessiert, gehört z. B. der Mond. Daher darf seine Darstellung als Beispiel bei einer Einteilung der Wissenschaften nur mit Vorsicht gebraucht werden. In gewisser Hinsicht kommt er als Material für die Bildung *allgemeiner* Theorien von Weltkörpern in Betracht, denn es gibt nicht nur diesen einen Mond, sondern auch andere Planeten haben Monde. Oft aber wird er in der Tat auch in seiner *Individualität* dargestellt, und das geschieht dann, *ohne* daß ein kulturwissenschaftlicher Gesichtspunkt vorhanden ist. Solche Darstellung ist entweder auf ein Interesse an unserm „guten Mond" zurückzuführen, der als Individuum in dem Leben der meisten Menschen „eine Rolle spielt", und dann ist dies Interesse und die daraus entstehende Wertbeziehung wieder *unwissenschaftlich*, oder es liegt, wie in den detaillierten Mondkarten, ebenso wie in gewissen geographischen Darstellungen, lediglich ein wissenschaftliches *Material* vor, das noch der weiteren begrifflichen *Verarbeitung* harrt, und nur der Gedanke an diese Verarbeitung hat die Individualität des Mondes *wichtig* gemacht. Dann kennen wir bereits die Gründe, aus denen solche Darstellungen sich nicht in eine unserer Gruppen einordnen lassen.

Diese Beispiele müssen genügen, um das Prinzip klarzulegen, auf das es ankommt. Es ist im Grunde eine Binsenwahrheit, daß man sich um die Individualität der

Objekte nicht kümmert, wenn sie nicht wichtig oder interessant sind, also zu *Werten* in keiner *Beziehung* stehen. *Wissenschaftlich* aber kann die individualisierende Darstellung *nur* genannt werden, wenn es *allgemeine* Werte oder Kulturwerte sind, die sie leiten. Wo diese allgemeinen Werte fehlen, haben die Objekte nur als Gattungsexemplare eine wissenschaftliche Bedeutung. Endlich kann die Wertbeziehung durch den Gedanken an *spätere* wissenschaftliche Bearbeitung hergestellt werden und so eine individualisierende Darstellung entstehen, die jedoch beim Fehlen jeder Beziehung auf allgemeine Kulturwerte nur als Materialsammlung zu betrachten ist. Bloße *Tatsachenfeststellung* ist für sich allein noch keine Wissenschaft.

Findet man diesen Begriff von Wissenschaft zu *eng*, so möge man bedenken, daß ohne einen Begriff, der die bloße Vorarbeit und Materialsammlung beiseite läßt, eine systematisch geschlossene Wissenschaftslehre überhaupt nicht möglich ist. Wissenschaftliches Leben ist ja selbst *geschichtliches* Leben und geht, gerade nach unserer Theorie, in *kein* System allgemeiner Begriffe restlos ein, sobald seine *ganze* Mannigfaltigkeit in Betracht kommt. Welch außerordentliches Interesse nehmen z. B. viele Menschen an der Gestaltung des Nordpols. Ist dies Interesse wissenschaftlich? Bei den meisten Menschen gewiß nicht. Kommt für wissenschaftliche Menschen die individuelle Gestaltung der Pole nur als Material für die Bildung allgemeiner Theorien in Betracht? Auf solche Fragen kann die *Logik* sich nicht einlassen, und Beispiele von solcher Art sollten daher auch nicht als logische Argumente benutzt werden. Es fehlt ihnen die allgemeine typische Bedeutung, die ihre Erörterung fruchtbar macht. Eine Theorie der Wissenschaft, die ein System bilden will,

darf nur hoffen, die Haupt- und Grundformen der Wissenschaft einordnen zu können.

Selbst dann aber, wenn man sich sträuben sollte, die hie und da vorkommenden individualisierenden Darstellungen, für welche sich ein allgemeiner Wertgesichtspunkt als leitend nicht nachweisen läßt, nur als Vorarbeiten anzuerkennen, so können diese Ausnahmefälle doch gar nichts gegen einen Versuch beweisen, der von vornherein erklärt hat, daß den Linien, die er zur Orientierung ziehen will, ebensowenig eine Wirklichkeit genau entspricht, wie den Linien, welche der Geograph sich zur Orientierung auf unserer Erdkugel gezogen denkt. Deswegen verlieren diese Linien durchaus nicht ihren Wert, und besonders wird durch diese oder jene vereinzelte Ausnahme nichts daran geändert, daß durch die Begriffe der generalisierenden Naturwissenschaften und der individualisierenden Kulturwissenschaften die zwei Haupttendenzen der empirisch wissenschaftlichen Arbeit sowohl logisch als auch sachlich in viel tiefer gehender Weise charakterisiert sind als durch die übliche Gegenüberstellung der Naturwissenschaften und der Geisteswissenschaften, die völlig nichtssagend geworden, seitdem das Wort „Geist" seine prägnante Bedeutung verloren hat. Mehr kann in diesem Versuch, der auf eine eingehendere logische Erörterung der Detailprobleme verzichten muß, nicht erreicht werden.

XIV.

Die Objektivität der Kulturgeschichte.

Von den erwähnten Einwänden bleibt daher jetzt nur noch einer übrig. Er betrifft den Begriff der „objektiven" Darstellung der Kultur durch die Geschichte und führt schließlich zu einer bisher absichtlich zurückgedrängten

Frage, die ich berühren muß, weil von ihrer Beantwortung für viele vielleicht mehr als von irgend etwas anderem die Entscheidung über das Verhältnis der Naturwissenschaften zu den Kulturwissenschaften abhängt. Auch ist ihre Erörterung zur weiteren Rechtfertigung des Ausdrucks Kulturwissenschaften wünschenswert.

Wenn Werte es sind, die alle historische Begriffsbildung leiten, ist dann — so kann und muß man fragen — die Willkür in den Geschichtswissenschaften jemals auszuschließen? Allerdings, die Objektivität der Spezialuntersuchungen wird dadurch, soweit diese sich auf die tatsächlich allgemeine Anerkennung ihrer leitenden Werte berufen können und sich ferner streng an die theoretische Wertbeziehung halten, nicht berührt, aber es liegt hier doch in der Tat, was nicht übersehen werden darf, eine Objektivität von ganz eigentümlicher Art vor, die besonders einen Vergleich mit der Objektivität der generalisierenden Naturwissenschaften nicht auszuhalten scheint. Eine wertbeziehende Darstellung gilt immer nur für einen bestimmten Kreis von Menschen, welche die leitenden Werte, wenn auch nicht direkt werten, so doch als Werte verstehen und dabei anerkennen, daß es sich um mehr als rein individuelle Wertungen handelt. Eine Uebereinstimmung hierin mag mit Rücksicht auf einen verhältnismäßig sehr großen Kreis von Menschen zu erzielen sein. In Europa wird man gewiß, wo man überhaupt geschichtswissenschaftliche Werke liest, die früher genannten Kulturwerte, die an Religion, Kirche, Recht, Staat, Wissenschaft, Sprache, Literatur, Kunst, wirtschaftlichen Organisationen usw. haften, als Werte verstehen und es daher nicht als Willkür ansehen, wenn diese Werte die Auswahl des Wesentlichen leiten. Aber falls die Objektivität einer wertbeziehenden Darstellung immer nur für einen mehr oder

weniger großen Kreis von Kulturmenschen besteht, so ist sie eine geschichtlich beschränkte Objektivität, und so wenig das vom spezialwissenschaftlichen Gesichtspunkt aus zu bedeuten haben mag, so sehr kann man unter allgemeinen philosophischen Perspektiven und auch vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus darin einen wissenschaftlichen Mangel erblicken. Beschränkt man sich prinzipiell auf die faktisch allgemeine Anerkennung der Kulturwerte, ohne irgendwie nach ihrer Geltung zu fragen, so muß man es für möglich, ja gerade als Historiker für wahrscheinlich halten, daß das Fundament der Geschichtswissenschaft ebenso, wie es entstanden ist, auch wieder vergehen wird, und damit haftet dann den historischen Darstellungen, die das Wesentliche vom Unwesentlichen scheiden, ein Charakter an, der es bedenklich erscheinen läßt, sie überhaupt als „Wahrheiten" zu bezeichnen. Eine wissenschaftliche Wahrheit muß zu dem, was theoretisch gilt, auch ohne daß es gewußt wird, ein bestimmtes Verhältnis haben, d. h. ihm mehr oder weniger nahe stehen. Ohne diese Voraussetzung hat es keinen Sinn mehr, von Wahrheit zu reden. Sieht man nun grundsätzlich von der Geltung der Kulturwerte ab, welche die historische Darstellung leiten, so kommt als wahr in der Geschichte nur noch das rein Tatsächliche in Betracht. Alle historischen Begriffe dagegen gelten dann nur eine bestimmte Zeit, und das heißt, sie gelten als Wahrheiten überhaupt nicht, denn sie haben zu dem, was absolut oder zeitlos gilt, kein bestimmtes Verhältnis.

Freilich werden ja auch die Begriffe der generalisierenden Naturwissenschaften, welche die eine Generation von Forschern gebildet hat, von der nächsten Generation wieder modifiziert oder ganz aufgelöst, und auch diese Generation muß es sich gefallen lassen, daß man ihre Begriffe durch neue ersetzt. Es ist daher noch kein Einwand gegen die Wissenschaftlichkeit der Geschichte, daß sie immer wieder von neuem geschrieben werden müsse, denn dies Schicksal teilt sie mit allen Wissenschaften. Aber von den Naturgesetzen nehmen wir doch an, daß sie unbedingt gelten, auch wenn noch keines uns bekannt sein sollte, und daher dürfen wir voraussetzen, daß die verschiedenen Begriffe der generalisierenden Wissenschaften einer absolut gültigen Wahrheit mehr oder weniger nahe stehen, während die geschichtlichen Darstellungen überhaupt gar kein Verhältnis zu einer absoluten Wahrheit besitzen, solange die leitenden Prinzipien ihrer Begriffsbildung lediglich die faktischen Wertungen sind, die kommen und gehen wie die Wellen im Meer. Abgesehen von den bloßen Tatsachen, gibt es dann so viel verschiedene historische Wahrheiten, als es verschiedene Kulturkreise gibt, und jede dieser Wahrheiten ist in gleicher Weise gültig oder ungültig. Damit scheint die Möglichkeit eines geschichtswissenschaftlichen Fortschritts, ja der Begriff der historischen Wahrheit, soweit er sich nicht auf das rein Tatsächliche bezieht, überhaupt aufgehoben. Müssen wir also nicht die Geltung von Werten voraussetzen, denen die faktisch anerkannten Kulturwerte wenigstens näher oder ferner stehen? Wird nicht erst dadurch die Objektivität der Geschichte der der Naturwissenschaft ebenbürtig?

Das Problem, das hier zugrunde liegt, wird auch dann deutlich, wenn man an den Versuch denkt, die Ergebnisse der geschichtlichen Einzeluntersuchungen zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzufassen und so eine Universalgeschichte im strengen Sinne des Wortes zustande zu bringen, welche die Entwicklung der gesamten Menschheit darstellt. Die Menschheitsgeschichte wird

sich bei Beschränkung auf die rein faktische Anerkennung der Werte immer nur vom Standpunkt eines besonderen Kulturkreises aus schreiben lassen und daher niemals sowohl von allen Menschen als auch für alle Menschen in dem Sinne gültig oder auch nur verständlich sein, daß alle Menschen ihre leitenden Werte als Werte anerkennen. Es gibt also keine „Weltgeschichte“ von empirischer Objektivität, denn eine solche müßte nicht nur von der Menschheit, soweit sie bekannt ist, handeln, sondern auch das für alle Menschen Wesentliche in sich aufnehmen, und das kann sie nicht. Auf dem universalhistorischen Standpunkt besitzt der Historiker keine empirisch allgemeinen und überall anerkannten Kulturwerte mehr. Universalgeschichte ist also nur auf Grund von leitenden Werten zu schreiben, für die eine Geltung behauptet wird, welche über die rein faktische Anerkennung im Prinzip hinausgeht. Das heißt nicht, daß der Universalhistoriker ein genau bestimmtes Wertsystem braucht, dessen Geltung er selbst zu begründen vermag, aber er muß voraussetzen, daß irgendwelche Werte absolut gelten, und daß daher die von ihm seiner wertbeziehenden Darstellung zugrunde gelegten Werte nicht ohne jede Beziehung zum absolut Gültigen sind, denn nur dann kann er andern Menschen zumuten, das, was er als wesentlich in seine Darstellung aufnimmt, auch als bedeutsam für das, was absolut gilt, anzuerkennen.

Schließlich hängt noch etwas anderes mit der Frage nach der Geltung der Kulturwerte auf das engste zusammen. Ich habe auf den Mangel an Einheitlichkeit und systematischer Gliederung der Kulturwissenschaften hingewiesen im Gegensatz zu den Naturwissenschaften, die insbesondere, soweit sie Körperwissenschaften sind, in der Mechanik eine feste Basis besitzen. Daß die

Psychologie für die Kulturwissenschaften zur Grundlegung nicht dienen kann, haben wir ebenfalls gesehen. Gibt es nun darum aber nichts anderes, das vielleicht an ihre Stelle zu treten vermöchte? In gewisser Hinsicht müssen wir diese Frage verneinen, denn grundlegende Disziplinen, wie die Mechanik eine ist, kann es nur für die Wissenschaften geben, die generalisierend oder naturwissenschaftlich verfahren, und deren Gesamtgebiet von einem System in sich zusammenhängender Begriffe umfaßt wird. Die allgemeinste Wissenschaft ist dann insofern „grundlegend“, als sie, wie die Mechanik in den Körperwissenschaften, in der angegebenen Weise für die Begriffsbildung auf den verschiedenen Gebieten auch inhaltlich bedeutsam wird. Das geschichtliche Leben aber läßt sich ja gerade nicht in ein System bringen, und deshalb ist für die Kulturwissenschaften, soweit sie historisch verfahren, auch keine grundlegende Wissenschaft von der Art, wie die Mechanik es ist, denkbar. Trotzdem jedoch fehlt ihnen darum, wie ich glaube, die Möglichkeit, sich zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzuschließen, durchaus nicht, sondern der Begriff der Kultur, der ihre Objekte bestimmt und, soweit sie historisch verfahren, ihnen das leitende Prinzip der Begriffsbildung liefert, kann schließlich ihnen auch den einheitlichen Zusammenhang verleihen. Aber das setzt freilich voraus, daß wir einen Begriff von Kultur nicht nur nach seiner formalen Seite hin als des Inbegriffes der faktisch allgemein anerkannten Werte, sondern auch mit Rücksicht auf den Gehalt und den systematischen Zusammenhang dieser Werte besitzen. Von einer empirisch allgemeinen Anerkennung eines solchen Kulturwertsystems kann jedoch natürlich wiederum nicht die Rede sein, und damit kommen wir von neuem zur Frage nach

der *Geltung* der Kulturwerte, die ihnen, abgesehen von ihrer faktischen Wertung, gebührt.

So führt uns also die Frage nach der *Objektivität* der Geschichte, der Begriff der *Universalgeschichte* und der Begriff eines *Systems der empirischen Kulturwissenschaften* über das empirisch Gegebene *hinaus*, und wir müssen in der Tat, wenn auch nicht die Existenz einer definitiv bereits erreichten Kenntnis von dem, was als Wert gilt, so doch die Geltung objektiver Werte und die Möglichkeit voraussetzen, daß wir uns ihrer Kenntnis wenigstens immer mehr *annähern* können. Ein prinzipieller *Fortschritt* in den Kulturwissenschaften mit Rücksicht auf ihre *Objektivität*, ihre *Universalität* und ihren *systematischen Zusammenhang* ist wirklich von dem Fortschritt in der Herausbildung eines objektiven und systematisch gegliederten *Begriffes* der *Kultur*, und das heißt von der Annäherung an ein System gültiger Werte abhängig. Kurz, die Einheit und Objektivität der Kulturwissenschaften ist bedingt von der Einheit und Objektivität unseres Kulturbegriffs und diese wiederum von der Einheit und *Objektivität* der *Werte*, die wir werten.

Ich bin mir vollkommen bewußt, daß, indem ich diese Konsequenz ziehe, ich auf nichts weniger als allgemeine Zustimmung rechnen darf, ja, wenn es wirklich eine Konsequenz ist, so wird man meinen, daß gerade durch sie der *problematische* Charakter eines systematischen Abschlusses der kulturwissenschaftlichen Arbeit auf das deutlichste zutage trete. Denn so sehr auch das Verständnis für die Bedeutung der Wertprobleme zunimmt, dahin geht heute fast allgemein noch die Ueberzeugung, daß Aussagen über *Wertgeltungen* mit der *Wissenschaftlichkeit* unvereinbar sind, weil sie sich objektiv nicht

begründen lassen. Noch einmal sei deshalb mit allem Nachdruck hervorgehoben: die Objektivität einer historischen *Spezial*untersuchung wird durch den Kulturwert, der nur den leitenden Gesichtspunkt für die Auswahl des Wesentlichen abgibt, in keiner Weise bedroht, denn der Historiker kann sich auf die allgemeine Anerkennung des Wertes als auf ein *Faktum* berufen, und er erreicht dadurch das höchste Maß *empirischer* Objektivität, das einer empirischen Wissenschaft zu erreichen überhaupt möglich ist. Geht man jedoch über die Spezialuntersuchungen hinaus, so entstehen in der Tat Schwierigkeiten, und man kann fragen: wenn die *Gesamtheit* der Kulturwissenschaften ihrer *Gliederung* und ihrem *Zusammenhange* nach von einem System von Kulturwerten abhängig sein soll, heißt das nicht, sie auf einen Komplex individueller Wünsche und Meinungen basieren?

Ich darf nicht hoffen, in Kürze eine in jeder Hinsicht befriedigende Antwort auf diese Bedenken zu geben, denn das Verhältnis der Wissenschaft zur Geltung und Systematik der Werte enthält schwierige Probleme [1], aber ich wollte doch zeigen, worin allerdings die unumgängliche *Voraussetzung* besteht, wenn man für die Kulturwissenschaften „Objektivität“ im *mehr* als rein empirischen Sinne in Anspruch nimmt. Dem unbedingt allgemeingültigen *Gesetz* der Natur, das die generalisierenden Wissenschaften suchen, muß dann der unbedingt allgemeingültige *Wert* entsprechen, den unsere Kulturgüter mehr

[1] Den Versuch einer erkenntnistheoretischen Grundlegung der im folgenden ausgesprochenen Ueberzeugung enthält meine Schrift über den „Gegenstand der Erkenntnis“, 1892, 2. Aufl. 1904. Ich glaube, dort gezeigt zu haben, daß die Annahme objektiv gültiger oder „transzendenter“ Werte aus rein logischen Gründen unvermeidlich ist. Vergl. auch meine Abhandlung: Zwei Wege der Erkenntnistheorie, 1909. Kantstudien, Bd. 14.

oder weniger realisieren, und wenigstens die Alternative, vor die wir so gestellt sind, kann dadurch klar werden. Wer Kultur wissenschaft treiben will im höchsten Sinne des Wortes, so daß er die Auswahl des Wesentlichen als schlechthin gültig zu rechtfertigen unternimmt, wird auf die Notwendigkeit geführt, sich auf seine leitenden Kulturwerte zu besinnen und sie zu begründen. Das Arbeiten mit unbegründeten Wertsetzungen würde in der Tat der Wissenschaft widersprechen. So gibt es schließlich, d. h. vom universalhistorischen Standpunkt aus, von dem alle historischen Einzeldarstellungen sich zu dem einheitlichen Ganzen einer Gesamtgeschichte aller Kulturentwicklung zusammenfassen lassen müssen, keine Geschichtswissenschaft ohne Geschichtsphilosophie. Will man dagegen von jeder Wertgeltung beim wissenschaftlichen Denken absehen und der Kulturwelt überhaupt keine andere Bedeutung zusprechen als irgendwelchen beliebigen andern Vorgängen, so müssen uns vom philosophischen und auch vom naturwissenschaftlichen Standpunkt die wenigen bekannten Jahrtausende menschlicher Entwicklung, die doch nur in relativ kleinen Nuancen einer sich relativ gleichbleibenden Menschennatur besteht, ebenso unwesentlich erscheinen wie die Unterschiede der Steine auf der Landstraße oder der Aehren in einem Kornfeld. Daß wir die Welt anders ansehen, beruht dann nur darauf, daß wir in den ephemeren Wertungen eines begrenzten Kulturkreises befangen sind, und historische Wissenschaft, die über Spezialuntersuchungen bestimmter Kulturkreise hinausgeht, gäbe es dann überhaupt nicht. Dies entweder — oder wenigstens sollte man sich klar machen.

Doch ich möchte noch einen Schritt weiter gehen. Wenn ich hier von einer Alternative spreche, so ist das nicht so gemeint, als ob nun der wissenschaftliche

Mensch den zweiten, wertfreien Standpunkt als den rein naturwissenschaftlichen einnehmen und ihn zugleich zu einer durchführbaren naturwissenschaftlichen „Weltanschauung“ erweitern könnte, die sich durch größere Voraussetzungslosigkeit vorteilhaft von dem kulturwissenschaftlichen Standpunkte unterscheiden würde, weil sie eben keinen Wertmaßstab als gültig vorauszusetzen braucht. Der Naturalismus glaubt zwar wohl, daß dies möglich ist, aber das ist nichts als eine Selbsttäuschung. Gewiß kann vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus alle Wirklichkeit, also auch die ganze Kultur, als Natur angesehen werden, und die Suspendierung jedes Wertgesichtspunktes ist innerhalb einer solchen Betrachtung nicht nur möglich, sondern notwendig. Darf dieser Standpunkt aber auch als der einzig berechtigte gelten, so daß jede historische Begriffsbildung von ihm aus willkürlich erscheint, oder bedeutet nicht das Absehen von jeder Wertgeltung innerhalb der Naturwissenschaft gerade eine prinzipielle Beschränkung auf die naturwissenschaftliche Spezialforschung?

Ich glaube, es gibt ein Stück der Geschichte, für welches auch die Naturwissenschaft die von uns entwickelten logischen Prinzipien der Bearbeitung wohl als wissenschaftlich wird anerkennen müssen und zugeben, daß es sich dabei um sehr viel mehr als ein willkürliches Arrangement willkürlich aufgegriffener Tatsachen handelt, das nur für den gilt, der in den Wertungen eines historischen Kulturkreises befangen ist. Dieser Teil der Geschichte ist nichts anderes als die Geschichte der Naturwissenschaft selbst. Auch die Naturwissenschaft ist doch ein historisches Kulturprodukt. Das mag sie als Spezialwissenschaft ignorieren. Richtet sie aber ihren Blick auch auf sich selbst und nicht nur auf die Naturobjekte,

kann sie dann leugnen, daß ihr eine historische Entwicklung im angegebenen Sinne vorangegangen ist, die notwendig in ihrem einmaligen und individuellen Verlauf unter dem Gesichtspunkt eines *Wertmaßstabes* von objektiver Geltung betrachtet werden muß, nämlich des *theoretischen Wertes* der wissenschaftlichen Wahrheit, auf den wir die Ereignisse zu beziehen haben, um in ihnen das für die Geschichte der Naturwissenschaft Wesentliche vom Unwesentlichen zu sondern? Erkennt sie aber eine historische Wissenschaft in diesem Sinne für diesen *Teil* der Kulturentwicklung an, wie käme sie dazu, die Geschichte der andern Teile nicht als Wissenschaft gelten zu lassen? Hat die Menschheit *nur* in dem naturwissenschaftlichen Gebiete es zu Kulturgütern gebracht, an denen gültige Werte haften? Es fehlt der Naturwissenschaft, die von allen Wertgeltungen absieht, jeder Gesichtspunkt, um diese Frage zu entscheiden, und wir haben daher von seiten der *Naturwissenschaft* im Kampf für eine historische Auffassung der Dinge und das Recht der Geschichte nichts zu fürchten. Der historisch-kulturwissenschaftliche Gesichtspunkt ist vielmehr dem naturwissenschaftlichen durchaus *übergeordnet*, weil er der bei weitem umfassendere ist. Nicht nur die Naturwissenschaft ist ein historisches Produkt der Kulturmenschheit, sondern auch die „Natur" selbst im logischen oder formalen Sinne ist nichts anderes als ein theoretisches *Kulturgut*, eine gültige, d. h. objektiv wertvolle *Auffassung* der Wirklichkeit durch den menschlichen Intellekt, und die absolute *Geltung* des daran haftenden Wertes muß gerade die Naturwissenschaft immer *voraussetzen*.

Freilich, es gibt noch einen andern „Standpunkt", und den könnte man dann vielleicht den „philosophischen" nennen und glauben, daß er *garnichts* voraussetzt.

Nietzsche hat eine kleine Fabel erfunden, die illustrieren soll, „wie kläglich, wie schattenhaft und flüchtig, wie zwecklos und beliebig sich der menschliche Intellekt innerhalb der Natur ausnimmt". Diese Fabel aber lautet folgendermaßen: „In irgend einem abgelegenen Winkel des in zahllosen Sonnensystemen flimmernd ausgegossenen Weltalls gab es einmal ein Gestirn, auf dem kluge Tiere das Erkennen erfanden. Es war die hochmütigste und verlogenste Minute der „Weltgeschichte": aber doch nur eine Minute. Nach wenigen Atemzügen der Natur erstarrte das Gestirn, und die klugen Tiere mußten sterben." So sind wir, wird man glauben, der Anerkennung *jeder* Wertgeltung glücklich entronnen, wie es dem wissenschaftlichen Menschen ziemt.

Dieser Standpunkt ist, wenn man will, in der Tat konsequent, aber seine Konsequenz vernichtet dann die Objektivität *jeder* Wissenschaft, also die von Kulturwissenschaft und Naturwissenschaft in *gleichem* Maße, und weil dieser „Standpunkt" nur nach einer langen naturwissenschaftlichen und kulturwissenschaftlichen Entwicklungsreihe gewonnen werden konnte, also *selbst* nichts als ein Teil der „verlogensten Minute" der Weltgeschichte ist, so ist seine „Konsequenz" zugleich die größte aller Inkonsequenzen oder ein sinnloser Versuch des wissenschaftlichen Menschen, über seinen eigenen Schatten zu springen. Gerade der *wissenschaftliche* Mensch muß die Geltung der theoretischen Werte als *absolut* voraussetzen, wenn er nicht aufhören will, ein wissenschaftlicher Mensch zu sein.

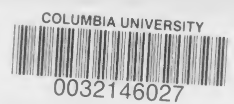
Der Geschichte den Charakter als Wissenschaft abzusprechen, weil sie, um das Bedeutungsvolle vom Bedeutungslosen zu scheiden, einer Beziehung auf Kulturwerte bedarf, scheint mir daher nichts als ein leerer und *nega-*

tiver Dogmatismus zu sein. Die mehr als individuelle Bedeutung des Kulturlebens, aus dem er selbst hervorgegangen ist, setzt vielmehr jeder Mensch, der irgend eine Wissenschaft treibt, implicite voraus, und es wäre die größte Willkür, eine einzelne Reihe, wie etwa den Teil der intellektuellen Entwicklung, den wir die Naturwissenschaft nennen, aus der gesamten Kulturentwicklung loslösen zu wollen und ihm allein eine objektive Bedeutung mit Rücksicht auf die theoretischen Werte zuzuschreiben. Die Besinnung auf ein umfassendes System von objektiven Kulturwerten kann daher nicht gut als eine sinnlose Aufgabe bezeichnet werden.

Freilich ist keine Philosophie imstande, ein solches System aus bloßen Begriffen zu konstruieren. Sie bedarf vielmehr für seine inhaltliche Bestimmung der engsten Fühlung mit den geschichtlichen Kulturwissenschaften selbst, und sie kann nur hoffen, sich im Historischen dem Ueberhistorischen anzunähern, d. h. ein System der Kulturwerte, das auf Geltung Anspruch erhebt, kann nur an dem geschichtlichen Leben gefunden und aus ihm allmählich herausgearbeitet werden, indem man die Frage stellt, welche allgemeinen und formalen Werte der inhaltlichen und fortwährend wechselnden Mannigfaltigkeit des historischen Kulturlebens zugrunde liegen, und worin also die Wertvoraussetzungen der Kultur überhaupt bestehen, die zu erhalten und zu fördern wir alle bemüht sind. Ein näheres Eingehen auf das Wesen dieser Arbeit, welche der Philosophie zufällt, würde unsern Versuch einer Gliederung der empirischen Wissenschaften weit überschreiten. Nur auf ein Ziel sollte hier hingewiesen werden [1]. Mit Rücksicht auf die empirische Objektivität der Kulturwissenschaften genügt die Erinnerung: an objektive Werte, deren Geltung die Voraussetzung für das Streben der Philosophie ebenso wie für die Arbeit in den Kulturwissenschaften selbst bildet, glauben wir im Grunde alle, auch wenn wir uns vielleicht unter dem Einfluß der wissenschaftlichen Mode einbilden, es nicht zu tun, denn: „Ohne ein Ideal über sich zu haben, kann der Mensch im geistigen Sinne des Wortes nicht aufrecht gehen". Die Werte aber, aus denen dieses Ideal besteht, „werden entdeckt und gleich wie die Sterne am Himmel treten sie nach und nach mit dem Fortschritte der Kultur in den Gesichtskreis des Menschen. Es sind nicht alte Werte, nicht neue Werte, es sind die Werte". Ich führe diese schönen Worte Riehls [1] um so lieber an, als niemand bei dem Verfasser des „philosophischen Kritizismus" unwissenschaftliche Schwärmerei voraussetzen wird. Sollen wir nun etwa das, was wir brauchen, um im geistigen Sinne aufrecht zu gehen, beiseite lassen, wenn wir Wissenschaft treiben? Ich denke, das wird kein Verständiger von uns verlangen.

[1] Näheres darüber in meinen Abhandlungen: Vom Begriff der Philosophie, 1910, Lebenswerte und Kulturwerte, 1912, und hauptsächlich: Vom System der Werte, 1913. Logos. Internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur. Bd. I, II und IV.

[1] „Friedrich Nietzsche" in Frommanns Klassiker der Philosophie. Bd. 6, 1897, 3. Aufl. 1901, S. 170.


COLUMBIA UNIVERSITY
0032146027

